Der Neue Don Quixote.

Erſter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen 1

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen 17

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt 34

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer 54

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hauſe 68

Sechstes Kapitel.

Nadelſtiche 91

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner 116

Achtes Kapitel.

Eugenie 135

Neuntes Kapitel.

In der Schreibſtube 163

Digitized by Google

Seite

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung 192

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 218

Zwölftes Kapitel.

Ein gemischter Thee 248

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke 278

Vierzehntes Kapitel.

Polnischer Punsch 302

Der Neue Don Quixote.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leser —

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht?

Wenn du dieſes Land kennſt, ſo wirſt du uns zugeben, daß zwiſchen dem Frühlingsabend eines ſolch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbſtnacht in unſerem ſonſt ſo geſegneten Deutſchland ein gewaltiger Unterſchied herrſcht. Gewiß kennſt du ſolche Nächte, und doch können wir nicht unterlaſſen, dir Eingangs unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine ſolche zu ſchildern. Es iſt eine von jenen Nächten, wo ſtatt ſanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, ſondern von heimtückiſchen Windſtößen durch die Luft dahergepeitſcht wird und dem nächtlich Wandelnden wie ſcharfer Hagel ins Geſicht fährt. Tiefdunkel iſt der Himmel überzogen, von

Mondſchein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen ſind auch nicht im Stande, ihren Dienſt gehörig zu verſehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunſt und Nebel und vermögen kaum ihr elendes, flackeriges Daſein vor dem einherſtürmenden Winde zu bewahren. Wo ſolch ein dürftiger Lichtſtrahl indeſſen das Pflaſter ſpärlich erhellt, da ſehen wir es von Regenwaſſer überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in ſchiefer Richtung und ſo zahlreich darauf einſchlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die Dachröhren ſprudelnd ihr Waſſer ausſpeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen iſt es ſo ſtill und einſam, daß wir das Rieſeln des Regenwaſſers von den Dächern und in den Rinnſteinen wie ein gelindes Brauſen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häuſern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch ſchlägt ein Fenſterladen, den man zu befeſtigen vergaß, und nur ſelten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaſter, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Geſtalt erblicken, welche dahin eilt, ſo ſehen wir ſie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgeſpannten Regenſchirm mühſam gegen den Wind balancirend. — Kurz, es iſt ein Wetter, von dem man zu ſagen pflegt, es ſei zu ſchlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Dieſem ſchlechten Wetter iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die große Stadt, in welcher unſere wahrhaftige Geſchichte beginnt, wie ausgeſtorben erſcheint. Die Thurmuhren ſchlugen erſt vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das iſt eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gaſſen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie

heute, ist sie eine der stillsten Stunden. Der ruhige Bürger befindet sich zu Hause, die Theatervorstellungen sind beendigt, und was die Wirthshausbesucher anbelangt, so sitzen diese jetzt fest hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe sie seufzend ans Heimgehen denken. Herrschaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen sind um diese Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Gesellschaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf sind die Pferde in den Stall gezogen worden, und während sie dort ihre Köpfe hängen lassen und vielleicht trauernd an die späte Nachtstunde denken, wo sie noch einmal in Regen und Wind hinaus müssen, sitzen ihre Lenker und Bändiger in den verschiedenen Kneipen, wohin sie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Nase des Wirthes, oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unsere Schritte nach einer Straße, welche, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuser verschiedenen Ranges hat, Schenkstuben der mannigfachsten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen schwarzgerauchten Stube bestehend, versteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Gesellschaftshause der höheren Bürgerklasse, welches wir dort oben sehen und dessen viele erleuchtete Fenster freundlich durch die Nacht strahlen.

Auch diese Straße scheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menschenleer zu sein. — Doch nein. Wenn wir scharf nach der rechten Seite hinblicken, so bemerken wir in der Mitte derselben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt sind, welche sich kreischend herumdrehen. Vor einem dieser Häuser befindet sich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein dasselbe zuweilen

beſtrahlt, wo wir alsdann bemerken, daß die Vorderſeite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchſtaben den Namen: „Schwörer, Schneidermeiſter," zeigt.

Vor dieſem Hauſe nun ſehen wir etwas ſich hin und her bewegen. Es iſt unzweifelhaft ein lebendes Weſen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langſam, jetzt geſchwind, ſo daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es ſei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgeſperrt. — Aber es iſt kein Hund; denn, wie ſchon geſagt, Hunde pflegt man bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es iſt vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem ſehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für dieſe Jahreszeit erſchreckende Aehnlichkeit mit Sommerhoſen; das Jäckchen iſt überall zu kurz, und da ſein Beſitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinaufgezogen hat, ſo ſchaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Beſitz einer Weſte zu ſein ſcheint. Eine Tuchkappe bedeckt ſeinen Kopf, die Hände hat er fröſtelnd in die Hoſentaſchen geſteckt.

So trabt er an dem Hauſe auf und nieder, gar kläglich anzuſehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür ſtehen, blickt durch das Schlüſſelloch hinein, dann nähert er ſich der Klingel, die daneben hängt, ja, er ſtreckt ſchon die Hand aus, um ſie in Bewegung zu ſetzen, fährt aber erſchrocken wieder zurück, als ſei er im Begriffe geweſen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdeſſen halb Elf und drei Viertel geſchlagen, und manchen der Gäſte in den verſchiedenen Wirthshäuſern der Straße treibt das Herannahen der Polizeiſtunde

nach Hauſe, oder der Wunſch, ſeiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn ſolche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, ſo drückt ſich derſelbe in eine dunkle Ecke des Hauſes, um nicht erblickt zu werden, wogegen ſeine ſcharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derſelben erkennen.

Das iſt der Herr Kaufmann Schratter, ſagt er, der junge Herr Schratter. Er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm geſtern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, ſetzt er fröſtelnd und ſeufzend hinzu. — Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hoſen und Weſte. Auch nicht ſchlimm bei ſo kaltem Wetter. — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Geſicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Verſuch machte, ſich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtſtehende naſſe Kragen nicht recht zuließ. — Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche ſchon ausgetragen habe, da könnte ich es ſchon beſſer in dem garſtigen Regenwetter aushalten.

Bei dieſen Worten blickte er ſeufzend an dem Hauſe empor und drückte ſich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo ſich ein Prellſtein befand, auf den er ſich zitternd vor Froſt niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, ſagte er nach einer Pauſe, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und ſagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das ſollſt du alles behal-

ten können, aber dann — brauch' ich auch nicht mehr zu Meiſter Schwörer zu gehen. — Nie, nie mehr zu Meiſter Schwörer! fuhr er nach einer Pauſe faſt zornig fort, und darauf ballte er ſeine Hände in den Hoſentaſchen zuſammen, und ſein Geſicht verzog ſich zu einem leiſen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr ſchien der jugendliche Uebermuth durchzuſchlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, faſt luſtig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin zu pfeifen. Es ſchien faſt, als habe er ſich damit Muth machen wollen und dieſen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, ſprang er von dem Prellſtein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hauſe auf und nieder und ſagte: Ach was! droben in der Dachkammer iſt es auch nicht viel beſſer. Und wie mein Vater oft ſagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerburſche geweſen und draußen im Walde habe ſtehen müſſen, bei Froſt, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen ſeien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgeſtanden haben, als ich hier. — Wenn ich nur wüßte, ob der Meiſter Recht hat, wenn er ſagt: Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man! Ich kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht ſauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicken gebracht. Alſo: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen — brrr!

Dieſes Brrr, das er laut und ſchaudernd ausſtieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr ſtockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem ver-

ſchloſſenen Hausthore wurde ein kleines Fenſter im Parterreſtock mit einem Male erhellt.

Der Meiſter geht zu Bett, flüſterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenſter klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der erſten Ohrfeige bin ich nicht geſtorben. — Soll ich oder ſoll ich nicht? — Ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit ſagen; denn es iſt nicht gelogen, daß ich zu Hauſe das kleine Kind habe wiegen müſſen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im oberſten Stock keine Uhr ſchlagen hört, ſo kann er hingehen und ſich davon überzeugen. — Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geſelle nach Hauſe kommt! Der ſcheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn ſonſt müßt' er ſchon lange da ſein.

Das kleine erhellte Fenſter war mit einem ſchweren Gitter verſehen, an deſſen Stäben ſich der Knabe mit einer Hand feſt hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näſelnde, ſchnatternde Stimme im Zimmer ein geiſtliches Lied zu ſingen; ſo klang wenigſtens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verſtehen konnte, als zuweilen ein beſonders laut betontes, wie Zerknirſchung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgeſtreckte Hand zurück, hängte ſich an das Gitter feſt, wobei die Spitzen ſeiner Füße auf der Steineinfaſſung des Hauſes ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendigt war; dann räuſperte ſich die näſelnde Stimme, gerade als wenn ſie ſich zu einem neuen Geſang anſchicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, ſagen: „Na,

Digitized by Google

jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen ſchlafen, und du brauchſt dir nicht einzubilden, daß dich Jemand ſingen hört. Alſo ſpar' meine Kerze, ſowie deinen Athem, und komm' ins Bett."

Die näſelnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verſtand, der mit lauterem Tone geſprochen wurde: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet, denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach."

„Das weiß Gott!" ſeufzte die Weiberſtimme.

„Und der böſe Geiſt geht um, zu ſehen, wen er verſchlinge."

„Ach was!" entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; „da trau' ich dem böſen Geiſt einen beſſern Geſchmack zu, als daß er ſich an eurer Sippſchaft verluſtiren möchte. Ich ſage dir, komm ins Bett, oder —"

Ein paſſenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe ſtreckte deßhalb ſeinen Arm abermals durchs Gitter und klopfte nun ein paar Mal ſehr vernehmlich auf die Scheiben.

„Gott im Himmel!" ſagte die näſelnde Stimme ſehr kleinlaut, „haſt du das Klopfen gehört? Alle guten Geiſter —"

„Unſinn!" rief die Frau, „da draußen treibt ſich nichts Geiſtiges herum; das wird dein liederlicher Geſelle ſein, der beduſelt heimkommt, aus irgend einer Betſtunde, daß ſich Gott erbarm! Den haſt du auf dem Gewiſſen, Zacharias, denn wie der Herr, ſo 's Geſchärr! das Sprüchwort könnteſt du dir beſonders merken."

„Der Geſelle hat einen Hausſchlüſſel," entgegnete der Meiſter ſehr kleinlaut.

„Nun, da wird es der Gottſchalk ſein, der die neun Uhr verſäumt hat und nun herein will.“

„Das iſt wahr,“ hörte man den Meiſter in lauterem Tone ſprechen; „das wird der gottloſe Bube ſein. Wo iſt mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in ſpäter Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenſter zu erſchrecken!“

„Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?“

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erſchien der Kopf, dem die näſelnde Stimme gehörte, an dem Fenſter. Es war Meiſter Schwörer; und wenn dieſer würdige Schneidermeiſter, ſchwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und ſanftem, niedergeſchlagenem Blick, nicht ſchön zu nennen war, ſo ſah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zitzjacke wie eine Vogelſcheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kaſten emporſchnellen. Ebenſo plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meiſter drinnen ſo plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entſetzt zurück.

„Richtig, er iſt's!“ ſagte die näſelnde Stimme; „na, warte, gottloſe Kröte!

„Wirf' ihm den Hausſchlüſſel hinaus und halte Frieden!“ ermahnte mürriſch die Frau, die augenſcheinlich in ihrem Bette lag; denn die ſonſt kräftige Stimme ſchien gedämpft durch Vorhänge und Kiſſen.

Meiſter Schwörer ſchien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich ſeine Augen in ſtiller Freude leuchteten. Aber es war dieſelbe Freude, die wir in dem

Digitized by Google

Blicke eines hungrigen Wolfes ſehen, oder eines blutdürſtigen Banditen, der, ſein Opfer anſtarrend, langſam nach ſeinem Meſſer greift. Letzteres that nun freilich Meiſter Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Meſſer oder ſonſtigen Schneideinſtrumente zu ſuchen, denn die Natur hatte ihm eine Naſe verliehen, welche lang hervorſtehend, ſcharf und ſpitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch ausſah, das Entſetzen ſeiner Lehrjungen und ſämmtlicher Kinder der Nachbarſchaft.

Jetzt öffnete er das Fenſter ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um ſeine Naſe durchzuſtecken.

„So," ſagte er alsdann, und ſeine Stimme näſelte ſo furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, „du biſt draußen, Gottſchalk?"

„Ja, Meiſter," antwortete demüthig der Knabe.

„Und es regnet wohl recht brav? Und du biſt ſchon ziemlich naß geworden?"

„Ja, Meiſter."

„Ei, ſieh' doch! Haſt du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergeſſener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugeſperrt wird? — Morgen will ich dir einen Hausſchlüſſel anbieten, weißt du, ſo einen von zwei Schuhen, biegſam und doch recht dick."

„Ach, Herr Meiſter," erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, „ich war zu Hauſe, ich habe das kleine Kind herum tragen müſſen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr ſchlug."

„Du haſt das kleine Kind herumtragen müſſen! Und wo war denn dein Herr Papa, der ſaubere Jägersmann?"

„Was geht das dich an, Zacharias?" ſagte hier wieder

ärgerlich die Frau; „gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!“

„Und ich sollte keinen Versuch machen,“ versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, „diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? — Gottschalk heißest du,“ fuhr er im Predigertone fort, „Gott weiß nichts von dir, aber der Schalk sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für christliche Lehrlinge, die wir gegründet? — O nein, das paßt dir nicht! — An so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?“

„Ja, Meister.“

„Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehren unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?“

„Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.“

„So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt, und der Hehler ist wie der Stehler. — Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?“

„Zacharias, ich sage dir, mach das Fenster zu!“

„Er hat ihn gepufft!“ fuhr der Meister, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

„Ja, Meister, aber er hat mich gekratzt.“

„Himmlischer Vater! Er hat dich gekratzt, das harmlose Kind? Na, warte — morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen —“

„Kannst du thun, was du willst,“ rief ärgerlich die Frau;

„aber jetzt ſchließ' das Fenſter und laß das Kind herein — oder —"

„Ja, hereinlaſſen muß ich dich alſo," ſagte der Meiſter erbittert, wobei ſeine Augen funkelten, wie die einer böſen Katze. „Aber hinauslaſſen werd' ich dich bald wieder, darauf kannſt du dich verlaſſen, mein Gottſchalk! Das kleine Kind haſt du herumtragen müſſen?"

„Ja, Meiſter."

„Während dein ſauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das iſt ſelbſt ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht ſo übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottloſen, ich waſche meine Hände. Morgen kannſt du heimziehen und meinetwegen ein Jägerburſche werden; du biſt ein junger Satan und gehörſt in des Teufels Revier, das da anfängt im finſteren Walde, wo die Jägersleute zu Hauſe ſind und nächtlich mit dem Böſen verkehren."

„Zacharias!" rief jetzt die Stimme aus dem Bette in ſo drohendem Tone, daß der Meiſter zuſammenfuhr und den Hausſchlüſſel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fenſterſpalte ſchob und dem vor Angſt und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er ſich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näſeln und zu ziſchen: „Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!"

Das ſprach Meiſter Schwörer, und dabei beugte er ſein ſpitzes, hageres Geſicht durch das Fenſter hinaus, ſo daß ihm der kalte Wind und die Regentropfen, welche derſelbe vor ſich her jagte, um die ſcharfe Naſe ſpielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was dieſe Naſe mit einem Male noch

ſpitzer und länger werden ließ, als ſie bisher ſchon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der ſein Geſicht plötzlich mit Todesbläſſe überzog, während ſeine Augen auf eine entſetzliche Art vor ſich hinſtarrten. — Dicht vor ihm an dem eiſernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts davon zu ahnen ſchien, ſtand, wie aus der Erde emporgewachſen, eine lange, hagere Geſtalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umſchlungen von einem Tuche von derſelben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut.— So ſtand die Geſtalt da, ernſt und ſchweigend. Große glänzende, faſt glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Geſichtsfarbe war gelb, und unter der höhniſch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, ſchneeweiße Zähne.

Als der Knabe ſo mit einem Male das Geſicht ſeines Meiſters und Brodherrn ſich verändern ſah und dazu bemerkte, wie deſſen Augen ſtarr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls ſeinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht ſo bald die lange, ſchweigſame Geſtalt hinter ſeinem Rücken geſehen, als er mit einem Schrei des Entſetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei ſtieß auch Meiſter Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angeſtarrt, drückte alsdann haſtig das Fenſter zu, löſchte das Licht aus und eilte zitternd und mit ſchlotternden Knieen dem Bette zu, wo ſeine Ehehälfte, durch den doppelten Schrei erſchreckt, in die Höhe gefahren war.

„Haſt du's gehört?“ ächzte er; „haſt du's gehört?“

„Und was ſoll ich gehört haben?“ rief Madame Schwörer, wobei ſie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hinderniſſe hinweg das ſichere Aſyl zu erreichen trachtete.

„Deine dummen Reden habe ich gehört, was iſt denn ums Himmels willen geſchehen?“

„O, ich Elender!“ rief zähneklappernd der Schneider; und da er in dieſem Augenblicke ſeinen Kopf in die Kiſſen verbarg, ſo klang ſeine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. „Dem Teufel hab' ich gerufen, er ſolle den Gottſchalk vor meinen Augen holen — und der Teufel — hat ihn geholt.“

„Zacharias, du biſt ein Narr!“ ſprach die Frau ſcheinbar mit großer Entſchiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten feſten Klang.

„Er hat ihn geholt!“ ſtöhnte der Meiſter. „Sah ich ihn doch vor dem Fenſter ſtehen in ſeiner rothen Höllenlivree; ſah ich doch ſein grinſendes Maul, die Hörner auf ſeinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottſchalk ergriffen. Oh! — oh! oh!“

„Wenn du nicht plötzlich übergeſchnappt biſt, Zacharias, ſo weiß ich nicht, was du geſehen.“

„Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.“

„Das iſt wieder einmal ein vernünftiges Wort,“ erwiderte die Frau, wobei ſie, obgleich ſcheu um ſich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze feſt anzog und, wenn auch langſam, Anſtalt machte, aus dem Bette aufzuſtehen.

„Der Teufel! der Teufel!“ jammerte der Schneider. „Aber bin ich ſo verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erſcheinen? Bin ich nicht fromm geweſen, wie Einer, habe die Betſtunde beſucht, habe fleißig beigeſteuert zu Bibel- und Miſſions-Geſellſchaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du ſelbſt mir das Zeugniß.“

„Ja, das haſt du. Zu viel, viel zu viel," entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette ſtand und ihre Schuhe ſuchte. „Aber, ich ſage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo iſt der Gottſchalk?"

„Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!"

„Das wollen wir bald erfahren."

„Weib!" ſchrie entſetzt der Schneider, „du willſt doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böſe umgeht?"

„Der thut mir nichts," entgegnete kopfſchüttelnd die Frau; dann zündete ſie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorſichtig zum Fenſter hinaus. Da war Alles ſtill und ruhig, vor dem Gitter war weder eine geſpenſterhafte Geſtalt, noch etwas von dem Knaben zu ſehen; an den Eiſenſtäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Wiederſcheine der brennenden Kerze.

„Nichts?" fragte ängſtlich Meiſter Schwörer von dem Bette her.

„Nicht das Geringſte," erwiderte die Frau.

„Gott! o Gott! Und kein Schwefelgeruch?"

Die Frau gab keine Antwort, doch ſchüttelte ſie ernſtlich beſorgt mit dem Kopfe und ſagte: „An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur ſonſt dem armen Buben kein Unglück geſchehen iſt."

Damit zog ſie das Tuch feſter um ſich, nahm den Hausſchlüſſel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den naſſen Dächern herab und ſtürzte ſich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaſter. Die Dachröhren goſſen und ſpru-

delten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten ſich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau ſchützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblaſe, und leuchtete vor dem Fenſter auf dem Boden umher. Da war aber nichts ſichtbar, als der glänzende Wiederſchein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweiſe hörte der Wind auf zu brauſen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten ſie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langſam aushob und die Mitternachtsſtunde anzeigte.

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen.

Wenn der geneigte Leſer am Schluſſe des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, ſo macht das ſeinem Herzen alle Ehre; doch ſind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unſerem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leſer gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottſchalk nicht vom Teufel geholt wurde. Die Geſtalt aber, die in der Mitternachtsſtunde vor dem Gitter erſchien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meiſters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, ſo ſah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter ſich ſtehen, mit einem hageren Geſichte, aus welchem große glänzende Augen ihn feſt anſchauten. Daß er hierüber erſchrak, das Gitter losließ

und auf den Boden niederglitt, ist durchaus nichts so Wunderbares; mancher Größere hätte es an seiner Stelle gerade so gemacht und wäre wahrscheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottschalk aber nicht that; er lehnte sich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und sah seinerseits die Gestalt fest an. — Als der Schneider drinnen rief: „Der Teufel! der Teufel!“ glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sagte mit ruhiger Stimme: „Du wirst doch wohl nicht glauben, was der da drinnen spricht? Ich bin weder der Teufel, noch sonst was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Christenmensch, nach Hause gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenster stehen, um den Spektakel zu hören.“

Der Lehrjunge hatte von seinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete sich mehr vor der Elle des Meisters, sowie vor dessen dolchartiger Nase, als vor dem Teufel. Alles war auf so gutem Wege gewesen, er hatte schon den Hausschlüssel blinken sehen, und selbst die Strafpredigt des Meisters war bei ihrem gewöhnlichen Schlusse angelangt, wo er den Teufel ersuchte, Gesellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwischenfall, das Fenster flog klirrend zu, und das Licht erlosch.

Die lange Gestalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, fester um sich und sagte: „Ich habe keine Lust, hier länger im Regen zu stehen, und mag einen so kleinen Menschen, wie du bist, doch auch nicht in Sturm und Nacht allein lassen. Du bist der Lehrjunge des Meisters?“

„Ja, Herr,“ versetzte der Knabe mit einem trostlosen Seitenblicke auf das dunkelgewordene Fenster.

„Und warum bist du nicht zur Zeit nach Hause gegangen?“

„Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müſſen und habe mich geirrt, als es neun Uhr ſchlug. Es mochte halb Zehn ſein, als ich hieher kam," ſetzte er faſt weinend hinzu.

„Caracho!" ſprach der Fremde, indem er die Augenbrauen hoch emporzog. „Und ſo ſtehſt du über zwei Stunden hier im Regen! — Ich will dir was ſagen: Komm mit mir, da kannſt du wenigſtens trocken und warm ſchlafen. Wir wollen deine Angaben unterſuchen und dich dann morgen früh kräftiglichſt bei deinem Meiſter entſchuldigen. Aber," fuhr die Geſtalt nach einer Pauſe fort, wobei ſie mit feierlichem Ernſte zwei hagere Finger in die Höhe ſtreckte, „eine Lüge darfſt du mir nicht geſagt haben, beim Cid! eine Lüge würde ich dir nicht verzeihen. Ich haſſe das Lügen wie den Teufel! — Willſt du nun mit?"

„Gelogen habe ich nicht," erwiderte der Knabe: „aber wie ſoll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?"

Der Andere lachte bei dieſen Worten eigenthümlich, lüpfte ſeinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit ſolcher Geſchicklichkeit um ſeinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. „Das kannſt du halten, wie du willſt," ſagte er darauf; „ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei ſolchem Wetter und zu dieſer Stunde einen Hund nach Hauſe tragen würde, der winſelnd vor der verſchloſſenen Hausthüre ſäße. Du biſt am Ende noch mehr werth als ein Hund, haſt auch Verſtand und Beine, welche von dieſem Verſtande regiert werden. Willſt du alſo ins Trockene kommen, ſo magſt du mir folgen. Wo nicht, ſo habe ich wenigſtens das Meinige gethan."

Dieſe Worte ſprach die Geſtalt mit hoch erhobenem Kopfe und ſehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Geſichtsausdruck, und als ſie ſolche geſprochen, winkte ſie leicht mit dem Kopfe und ſchritt trotz des ſtrömenden Regens langſam die Straße hinab.

In dieſem Augenblick beleuchtete ſich das Fenſter des Meiſters Schwörer wieder, und Gottſchalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigſten Anwendung des Ellenmaßes zuverſichtlich entgegen ſah, kratzte ſich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltſam mitnehmen konnte. — Dabei glaubte er auch ſchon die ſchlurfenden Schritte des Meiſters zu vernehmen, weßhalb er ſich kurz entſchloß, den Kragen ſeines Jäckchens feſt am Halſe zuſammen zog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Geſtalt nachtrabte.

Dieſe hatte ſchon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne ſich umzuſchauen, nach rechts ab. Bald indeſſen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langſamer gehend, ſeine neue Bekanntſchaft ſich nochmals ſorgfältig anzuſehen. Der Fremde war, wie ſchon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erſchien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, und bei dem ungewiſſen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, faſt unheimlich. Obgleich er langſam dahin ging, machte er doch ſo weite Schritte, daß ſich der Knabe anſtrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand ſchien die Geſtalt einen großen Stock zu tragen, den ſie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaſter niederſetzte. Gewiß war es, daß ſie die Schritte des Knaben hinter ſich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal

ſeinen Kopf herum, ſondern ging ruhig ſeines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelſtunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unſere Geſchichte begann, verlaſſen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten Umkreiſe das Rathhaus und den alten Marktplatz umſchloſſen. Hier, wo die Häuſer enger bei einander ſtanden und die Gaſſen ſo ſchmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederſtrömenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ ſich kein menſchliches Weſen im Freien ſehen, ſelbſt nicht einmal der Nachtwächter, der augenſcheinlich ſeine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter ſchützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hauſe ſtehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenſtern, der man aber deutlich anſah, daß ſie die Rückſeite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, ſondern ein großes Thor mit morſchen Holzflügeln, die etwas ſchief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollſtändige Schließung dieſes Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der ſich nach und nach im Thorweg angeſammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick ſtehen und blickte zum erſten Mal auf ſeinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hoſentaſchen

durchnäßt und triefend neben ihm ſtand; dann ſagte er: „Gut, daß du mir gefolgt biſt; es ſoll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen ſein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauſes nicht kennſt, ſo gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu faſſen, ihn nicht loszulaſſen und genau hinter mir drein zu gehen. — So! haſt du gefaßt? — Nun halte dich recht feſt.“

Damit ging die Geſtalt zwiſchen den weit genug offenſtehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finſteren Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von ſo rieſenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen ſah und nur die ſeltſam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt ſich feſt an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an, warm zu werden. Wenn er ſeine ſcharfen Augen aufmerkſam rechts und links in die Finſterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei abſonderliche und merkwürdige Gegenſtände und Geſtalten zu entdecken. Dabei war der Weg ſo uneben, daß er häufig ſtolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelaſſen hätte.

Jetzt erreichten ſie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine ſchlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottſchalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulaſſen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenſter hatte, ſo war doch die Nacht zu dunkel, um irgend etwas erkennen zu laſſen. Glücklicher Weiſe für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewiſſes Schlucken,

das ihn unwillkürlich ankam, war ein ſicherer Vorbote von Thränen.

„So!“ ſagte der Mann im Mantel, „da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig ſtehen, bis ich Licht gemacht habe.“

Es iſt nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieſelbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu überſehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachſene gemacht haben würde: er ſchloß feſt die Augen, und erſt als er an einem röthlichen Scheine vor denſelben bemerkte, daß die Finſterniß gewichen ſei, blickte er um ſich.

Er befand ſich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit feſten Wänden verbunden waren. Drei dieſer Wände beſtanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten ſah, die vierte aber war ein Holzverſchlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im erſten Zimmer beſtand aus einem großen Tiſche, der in der Mitte ſtand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand ſich ein Kleiderkaſten mit einem Paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war ein großer altmodiſcher Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden ſchien; vielmehr hatte man einen eiſernen Ofen vor ihn hingeſtellt, deſſen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demſelben hing ein altes Bild, welches die Aufmerkſamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anſpruch nahm. Es war das Bruſtbild der lebensgroßen

Figur eines Mannes in maleriſchem Koſtüme früherer Zeiten, ſeidenem Mantel und großer Halskrauſe, über welche ein langes ſchmales Geſicht faſt drohend herab blickte. Das Geſicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des erſteren waren ſcharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geſchnitzten Holzrahmen, deſſen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt ſtatt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerkſamkeit des Knaben ſo beſonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit deſſelben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man dieſem die ſonderbaren Gewänder und die Halskrauſe, ſo hätte man darauf ſchwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde geſeſſen. Doch ſah man bei näherem Betrachten auch ſonſt noch einen kleinen Unterſchied. Das Bild blickte ſtarr, finſter, unbeugſam, wogegen der Mann im Mantel, der dieſen indeſſen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Geſichte mit den glänzenden Augen, etwas ſehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in ſeinen Mienen hatte; beſonders jetzt, als er auf den kleinen, fröſtelnden Buben zutrat, ihm ſanft über das Haar ſtrich, weniger um dies zu thun, als um ſeinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Geſicht ſehen zu können. Mit dem, was er geſehen, ſchien er auch vollkommen zufrieden; denn er ſchritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in ſein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

„So, mein kleiner Mann," ſagte er; „jetzt iſt es vor allen Dingen ſehr nothwendig, daß du dich ausziehſt, damit wir

ſehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen iſt."

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube ſein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfſchüttelnd fort:

„Mir ſcheint, der Regen iſt ſo weit gedrungen, bis ihm die Natur ſelbſt Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du biſt ein verſtändiger Knabe, das ſeh' ich dir ſchon an, und während ich im Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legſt du Hoſen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß iſt. Hier haſt du ein Hemd, und damit kannſt du ſehen, wie du zurecht kommſt."

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottſchalk, ehe er begann, deſſen Rath zu befolgen, ſah noch einmal aufmerkſam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finſteren Mann über dem Kamin, der ihn forſchend anblickte; dann, da es ihn ſehr ſtark zu frieren anfing, zog er ſeine Schuhe aus, hierauf die ſehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu ſuchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erſt nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er ſo mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komiſchen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Geſicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnſtühle näher an den Ofen ſchob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niederſitzen ließ. Der Stuhl war ſo lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann ſchlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee,

und ſo dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchſtrömte.

Das friſche Kindergeſicht mit den großen braunen Augen ſchaute gar komiſch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottſchalk ſah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine ſtand und ſich mit einer blechernen Kaffeemaſchine zu ſchaffen machte, ihn zuweilen ſo liebreich anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und ſo gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der rundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernſte Kopf über dem Kamin ein gar hübſches Bild.

Was der Erſtere indeſſen in ſeiner Kaffeemaſchine zubereitete, roch ſo appetitlich, daß der Knabe zuweilen den Kopf dorthin wandte, um von dem Dufte etwas einzuſaugen. Jetzt wurde dieſer dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläſer gegoſſen, von denen der Fremde eines auf das Kamingeſims ſetzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, ſo lange es noch recht warm ſei, — ein Rath, den dieſer auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme ſeinen Körper durchſtrömte.

„So!“ ſagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glaſe einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geſchmatzt und ſich den Schnurrbart abgewiſcht hatte, „das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt.“

Bei dieſen Worten zog er den andern Lehnſtuhl an den Ofen, ließ ſich darauf nieder und ſtreckte die Beine ſo weit von ſich, daß der Knabe dieſer Bewegung mit einigem Schrecken folgte und ſchon glaubte, wenn das mit dem Ausſtrecken

noch eine Zeit lang so fortginge, so müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forschend betrachtet, während er seinen rechten Arm auf die Lehne stützte und den Kopf darauf niedersinken ließ.

„Also du hast das Bübchen herumtragen müssen?“ fragte er nach einer Pause. „Und wie alt ist denn das Bübchen?“

„Es wird im nächsten Sommer zwei Jahre alt,“ erwiderte der Knabe, „und wenn man ihm einen Finger fest hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, so macht es auch schon Versuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin.“

„Und trägst du oft das kleine Bübchen herum?“ forschte der Andere weiter.

„Wenn mich der Meister zuweilen um sieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, so ist die Mutter froh darum; denn während ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm spiele, hat sie bessere Zeit, für die andern Kinder das Nachtessen zu besorgen, weil Judica meistens spät von der Nähterei heimkommt.“

„Das ist wohl deine Schwester?“ fragte der lange Mann. „Ein sonderbarer Name, Judica!“

„Freilich ist es meine Schwester,“ lachte der Knabe, „und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwischen ihm und der Mutter, sogar einen kleinen Wortwechsel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er so komische Namen beigelegt.“

„Und wie heißt du denn?“

„Eigentlich heiße ich Gottſchalk; aber getauft bin ich Gottſchalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottſchalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn ſie behauptet, Oculi ſei nichts Beſſeres, als ein Hundename.“

„So ſeid ihr wohl euer vier Kinder?“ bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pauſe.

„Ja wohl, Herr.“

„Und das dritte iſt ein Mädchen?“

„Ja wohl, Herr.“

„Wahrſcheinlich mit dem Beinamen Lätare?“ bemerkte der lange Mann lachend.

„Woher wißt Ihr das, Herr?“

„O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum?“

„Ja, Herr, Franz Palmarum.“

„Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie iſt euer Familienname?“

„Ich heiße Gottſchalk Brenner, und ſo heißen auch die andern,“ ſprach das Kind. „Der Vater iſt der herrſchaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gaſſe begegnet und erkennt mich, was zuweilen vorkommt, ſo ſchenkt er mir einen Groſchen.“

„Und wie ging es denn zu,“ fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „daß du zu Meiſter Schwörer in die Lehre gekommen biſt? Hatteſt du Luſt, ein Schneider zu werden?“

„So eigentlich nicht, Herr,“ meinte der Knabe, „ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durch-

geſetzt, denn ſie ſagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere ſei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künſtlerei und auch nicht die Schreiberei."

„Daran iſt etwas Wahres," ſagte nachdenkend der Mann; „aber du hätteſt ja Schloſſer werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?"

„Der Meiſter Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie ſchön es ſei, wenn man ein Schneider werde. Das ſei ein luſtiges und angenehmes Handwerk, ſagte er, da ſäße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tiſche der Werkſtatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und luſtige Lieder zu ſingen. Arbeit ſei das Geſchäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn ſo einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und ſei dabei eine ſehr geſunde Beſchäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider ſei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meiſter Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderſtand hervorgegangen ſeien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künſtler und Tänzer. Auch ſeien Schneider bedeutende Perſonen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben ſie häufig den Ausſchlag."

„Aber was die Freundſchaft zwiſchen Meiſter Schwörer und deinem Vater anbelangt, ſo ſcheint ſie jetzt nicht mehr ſehr ſtark zu ſein; denn heute Abend am Fenſter habe ich allerlei Wort vernommen. Iſt's nicht ſo?"

„Ja wohl, Herr," ſagte der Knabe nach einer Pauſe ſchüchtern; „dafür, daß mich der Meiſter in die Lehre nahm, verſchaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons;

doch dauerte das nicht lange. Denn ſchon nach einiger Zeit beſchwerten ſich alle Bedienten, ſie hätten noch kein ſo ſchlechtes Tuch an ihren Röcken gehabt und noch nie ſo leichtſinnig genäht."

„Aber der Meiſter Schwörer iſt ein frommer Mann?"

„Ja, Herr, er ſagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betſtunde im Hauſe, was aber die Meiſterin nicht leiden kann; denn ſie meint, dabei käme nichts heraus."

„So ſagt ſie?"

„Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Geſellen luſtige Lieder geſungen hätten, da ſeien die Nadeln nur ſo geflogen und die Stiche gleichförmig und feſt geworden; jetzt aber, wo der Meiſter, ſowie auch der Altgeſell das Singen nicht leiden könnten und ſtatt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkſtatt gebracht hätten, da ginge es faul und langſam zu, daß ſich Gott erbarm'!"

Während der Knabe dies ſprach, hatte ihm der Fremde aufmerkſam zugehört und ihm dabei forſchend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob ſich der Andere von ſeinem Stuhle und legte ſanft ſeine Hand auf den Kopf deſſelben.

„Du haſt eine ſehr heiße Stirn," bemerkte der Mann nach einer Pauſe; „fühlſt du dich auch recht wohl?"

„Es iſt mir ſehr warm," erwiderte das Kind; „auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Waſſer trinken könnte, wäre es mir ſehr angenehm."

„Du biſt doch zu lange im Regen geweſen!" meinte beſorgt der Fremde. Und damit faßte er ſeinen Arm und fühlte nach dem Puls. „Ein bißchen Fieber!" murmelte er,

„und fliegende Röthe im Geſicht; wird aber morgen ſchon beſſer ſein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das ſchmeckt freilich nicht beſonders, iſt aber geſund.“

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht ſo wie ſonſt zu Muthe ſei. Es lag ſchwer auf ſeinen Augenlidern; er mußte ſie oft unwillkürlich ſchließen, und zuweilen fühlte er ein Fröſteln in ſeinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer ſtarken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er ſich gar nicht unbehaglich in dem Lehnſtuhle und vermißte durchaus nicht ſein Lager unter dem Dache im Hauſe des Meiſters Schwörer; ſelbſt nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er ſich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er ſich über ſich ſelbſt wundern, daß es ihm hier in dem ſeltſamen, ſo eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieſer ſo ruhig und feierlich ſprach, obgleich er die unbedeutendſten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausſpülen des Blechgefäßes mit ſo großem Ernſte, und ohne ein Wort zu ſprechen, that, ſo hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, ſowie deſſen Geſichtsausdruck und Blick ſo etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch ſo fremden Weſen die Augen ſchloß und ſich dabei freute, ſo oft er die langſamen Schritte des Mannes hörte, wenn derſelbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeſchlummert ſein; wenigſtens kam es ihm ſo vor, als ſei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leiſe ſeine Stirn berührte.

Der Knabe ſchlug die Augen auf und ſah den langen Mann mit einer Taſſe dampfenden Thee's vor ſich ſtehen;

doch fühlte er ſich ſo matt, daß es ihm ſchon recht angenehm war, wie ihn jener langſam aufrichtete, dann die Taſſe an ſeinen Mund brachte, ſo daß er nur zu ſchlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht ſo unangenehm ſchmeckenden Getränk zu erhalten. — Als Gottſchalk nach und nach die Taſſe geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder ſanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an ſeine Füße, ſo daß beide zuſammen ein förmliches Bett bildeten, ſchob ihm ein Kiſſen unter den Kopf und ſchlug alsdann den großen Pelzrock wieder ſorgfältig um ihn her.

Der Knabe ſchlummerte faſt augenblicklich wieder ein, ſchlief aber nicht ſo ruhig, wie er ſonſt zu thun pflegte. Seltſame Geſtalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Geſtalten aufſtiegen und ihn unheimlich anſtierten; dann war es ihm wieder, als befände er ſich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen ſeinen Körper berührten, da war es gerade, als ſtäche ihn Jemand mit Nadeln; — viel Waſſer, unendlich viel Waſſer ſtürzte vom Himmel hernieder, ſo viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu ſeinen Füßen immer höher emporſtieg. Dabei ſtand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hauſe, wo ſeine Eltern wohnten, an der wohlbekannten Ecke, wo ſich in einer Niſche der heilige Chriſtoph befindet. Und der ſtieg herunter, wuchs zuſehens in die Höhe und ſah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angſt hängte er ſich an ſeinen Mantel; das Waſſer wuchs immer höher, ſo daß er in der Todesangſt zu beten anfing; und als er das recht inbrünſtig und warm gethan, blieb der lange Mann ſtehen, blickte recht freund-

lich auf ihn hernieder, hob ihn auf seine Schultern und trug ihn fort durch das brausende Wasser — — darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnstuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er sich aber nicht im Geringsten mehr fürchtete, selbst nicht, als dasselbe jetzt höchst sonderbarer Weise lebendig wurde und langsam aus seinem Rahmen herabstieg.

Ja, es stieg herab und stellte sich neben ihn. Es war dasselbe Gesicht, nur freundlicher anzusehen; auch hatte es statt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine spitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr so drohend in die Höhe gekehrt. — Wie hätte er sich noch fürchten können! das Bild war ja so gutmüthig um ihn besorgt. Jetzt legte es ihm die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder sorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutscht war; ja, jetzt warf es sogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geschehen war, schwebte es langsam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, stand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und sah starr vor sich hin, als wenn gar nichts geschehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt.

Gegen Morgen hatten ſich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Weſen ſehr vermindert. Seine Phantaſie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn ſchwindelnde ſchmale Stege in den Abgrund zu führen ſchienen, ja, wo ſein Fuß an entſetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabſtürzte tief, tief, an die tauſend Fuß, um unten mit einem ſchmerzlichen Geſtöhn in ſiedendes Waſſer zu fallen, das aber ſeinen Sturz ſchwächte und ihn vor dem Zerſchmettern bewahrte. Allmälig wurde jedoch dieſe Wildniß, die er mühſam durchleuchte, ſanfter, die Felſen verloren ihre ſchroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Waſſer murmelten neben ihnen her und fielen, geſchwätzig erzählend, mit dem Wege langſam ins Thal.

Dieſes Thal war reizend und ſchön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlaſſen, hatte es gebildet und umſchloß die mit

blumigen Wieſen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, ſo ſie vor Sturm und Wetter ſchützend. Da hinab ſchwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war ſo wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, ſah er unter dem Gebüſch am Fuße des Berges ein ſo trauliches Plätzchen, daß er nicht widerſtehen konnte, ſich dort niederzulaſſen.

Ach, er ruhte ſo ſanft, daß es ihm ſchien, als wiege ſich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus ſah. Dieſe ſchien völlig menſchenleer zu ſein, doch nur im erſten Augenblicke. Gleich darauf ſah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die ſich ihm mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit näherten. Je mehr er ſich den vorderſten der Reiter anſah, deſto weniger konnte er zweifeln, es ſei das Bild über dem Kamine, das ſich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geſchwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Beſuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders ſein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Geſicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernſten, faſt erſtaunten Augen. — Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem erſten, den er nur auf Augenblicke ſehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung machte, das war er ſelber — Gottſchalk, wie er leibte und lebte! — So etwas war doch unerhört. Seine Freude, ſich ſelbſt zu Pferd zu ſehen, war aber auch ſo erſtaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und — erwachte.

Verſchwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand ſich in einem ganz fremden Zimmer, und wie er verwundert um ſich blickte, mußte er ſich ſehr zuſammennehmen, um nach und nach alles wieder in ſein Gedächtniß zurückzurufen, was ſeit geſtern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weiſe fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn geſtern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm ſtand.

„Das heiße ich einmal zum Beſchluß gut und feſt geſchlafen!“ ſagte dieſer, wobei er ihm half, den Pelzmantel von ſich zu ſtreifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingeſunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pauſe: „Wie befindeſt du dich?“

„Es iſt mir recht ordentlich,“ erwiderte Gottſchalk; „nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, ſo fühle ich wohl, daß mir das nicht ſo leicht wird, als wenn ich ſonſt des Morgens vom Bette ſteige.“

Bei dieſen Worten war er wirklich aus dem Lehnſtuhl geklettert und ſtand nun neben demſelben, an dem ſchon wieder ſanft erwärmten Ofen. Doch ſchien der Knabe in der That nicht ſo feſt auf ſeinen Füßen zu ſtehen wie ſonſt wohl; denn er hielt ſich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Urſache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinem heute recht blaſſen Geſichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle ſtehen, ſondern ließ ſich wieder

auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

„Da bleib nur ruhig sitzen," sagte er, „während ich dir wieder etwas Thee koche. — Hast du auch Appetit?"

Gottschalk schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Nicht besonders."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte der Andere; „und da du gestern Abend gewiß sehr schwach soupirt hast, so steckt immer noch einiges Unwohlsein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, sowie unter Mitwirkung unseres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. — Da schau," fuhr er nach einer Pause fort, „hier sind deine sämmtlichen Kleidungsstücke. Was damit geschehen konnte, ist geschehen; wenigstens sind sie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erscheinen, in ihnen zu stecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich ist. Während ich dir also einen Thee besorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter sehen."

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend triefend vor Nässe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er

doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. — Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. — Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hocherhobenem Kopfe, das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten schienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Versuch machte, die Kniee zu biegen, sondern beständig mit steif vorgestreckten Füßen marschirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte.

In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon

eine Taſſe für den Knaben voll und für ſich eine andere. Die ſeinige nahm er ſtehend zu ſich, und als er damit zu Ende war, ſagte er:

„So, mein kleiner Mann, da ſteht deine Portion, — Zucker hab' ich hineingethan — welche du nun ganz nach deinem Belieben in kleinen Schlucken zu dir nehmen kannſt. Dabei rathe ich dir an, in dem Zimmer auf und ab zu ſpazieren, denn ich halte ein wenig Bewegung in deinem Zuſtande für ſehr geſund. Ob derſelbe ſonſt noch irgend etwas verlangt, darüber will ich ſogleich einen vortrefflichen Arzt zu Rathe ziehen, der im gleichen Hauſe mit mir wohnt und dir, im Fall er es für nöthig hält, gewiß einen Beſuch ſchenken wird. Sollte in der kurzen Zeit, während ich abweſend bin, an die Thür geklopft werden, ſo kannſt du dreiſt: Herein! rufen; es wird Niemand kommen, als vielleicht der Tiger, der jeden Morgen erſcheint, um mein Bett zu machen. Unter der Benennung Tiger" — fuhr der lange Mann fort, wobei die ſchwache Idee eines Lächelns über ſeine Züge flog, als er das Erſtaunen des Knaben bemerkte — „brauchſt du dir durchaus kein reißendes Thier vorzuſtellen. Der Tiger iſt die alte Magd aus dem Hauſe drunten und hat dieſe Benennung einem eigenthümlichen Umſtande zu verdanken."

Bei dieſen Worten hatte der lange Mann ſeinen Mantel umgenommen, den rothbraunen ſpitzigen Hut aufgeſetzt und ſeinen großen Stock von geſtern Abend in die Hand genommen, der ſich heute, bei Tage, als ein überaus langes, ſpaniſches Rohr erwies. Hierauf nickte er dem Knaben leicht mit dem Kopfe zu und ging mit ſtolzen, abgemeſſenen Schritten, den Stock beſtändig weit von ſich ab auf den Boden ſetzend, zur Thür hinaus.

Dieſer gravitätiſche Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuſchauer berechnet, vielmehr der Ausfluß ſeiner innerſten Gefühle; denn wie er ſo den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anſtaunen konnte, als höchſtens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängſtliche Mäuſe auf dem Fußboden, ſetzte er ſeine Füße wo möglich noch ſtärker auswärts, erhob den Kopf ſo weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das ſpaniſche Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite geſtemmt, wodurch ſein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in maleriſchen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, iſt eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menſchen mit ihren Bedürfniſſen noch nicht ſo zuſammenſchachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthſchaften in der Nuß, bei deren Anblick man erſtaunt, wie ſie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, anſehnliche Veſtibüle, eine wahre Verſchwendung von Platz ſelbſt bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umſichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetchen oder ein Bedientenzimmer abſchneiden würde. Die Thüren hatten eine anſehnliche Höhe und Breite, und die Schlöſſer, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die ſich breit machten und trotzig zu ſagen ſchienen: Wir ſind auch da!, ſo eingerichtet, daß man ſie gern in die Hand nahm und ſich nicht, wie bei unſeren jetzigen Beſchlägen, in Acht zu nehmen brauchte, ſich an einer der ſcharfen Kanten zu ſchneiden, oder ſich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Obgleich das Haus sehr groß und weitläufig war, so bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meisten der hier Wohnenden bereits außer dem Hause zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann eine Treppe hinaufzusteigen, die in den oberen Stock führte. Hier sah es ziemlich verwahrlost aus; die Decke hing voll von Spinnweben, die Fensterscheiben, welche das Treppenhaus erhellten, schillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, sondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verschiedenen Fugen unter den sich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne sich daran im Geringsten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, stieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte sich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: „Armenarzt Dr. Flecker, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sprechstunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.“ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dressirers stehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in so kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu sein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieselben auspreßte.

Der lange Mann klopfte bescheiden an die Thür — ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal! Ebenso wenig. Endlich zum dritten Male erscholl ein so donnerndes Herein! daß die Hunde, wahrscheinlich das Schrecklichste fürchtend, in-

dem ſie den lauten Ruf auf ſich bezogen, mit einem Male verſtummten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langſam betrat. Ob und in welcher Farbe es tapezirt war, konnte man im erſten Augenblicke nicht unterſcheiden, ebenſo wenig wie die Beſchaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten ſich ſo dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde und der Eintretende ſogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Geſtalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge faſſen konnte. Dieſer war ein magerer, außerordentlich kleiner Mann in vorgerücktem Alter, mit einer ſo hohen Stirn, daß man dieſelbe mit weniger Wohlwollen den fortgeſetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borſtig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entſetzen zu betrachten ſchienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichen, ziemlich ſchmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zuſammengewickelte Hundepeitſche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erſtaunt an derſelben ſtehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von ſeinem Beſuche zu nehmen ſchien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuſchrie, als rief: „Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunſch ausſpreche, meine Zimmerthür geſchloſſen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden.“

Während er dies aber ſagte, ſchritt er, wie es ſchien, in

ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um ſich her warf. Mit einem leichten Lächeln ſchloß der Andere die Thür, und als er huſtend und ſchnüffelnd näher trat, konnte er ſich der Worte nicht enthalten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen friſche Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts ſchaden."

„Friſche Luft!" rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erſtaunens, wobei er ſo plötzlich herumfuhr und dann ſtehen blieb, daß der lange Schlafrock in maleriſchen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. „Friſche Luft!" wiederholte er mit einem herausfordernden Ausdruck, „daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht."

„Aber Tabaksdampf — unendlich viel Tabaksdampf — gewiß ſchädlich für die Conſtitution."

„Viel Tabaksdampf? — ſchädlich für die Conſtitution?" entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. „Und das ſagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? — Erlauben Sie mir, mein lieber Herr," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen in einem etwas geringſchätzigen Tone fort, „erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Conſtitution zuſagt, am beſten ſelbſt zu beurtheilen verſtehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich ſich vierzig Jahre lang — denn ſchon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergeſſen Sie das nicht, mein Beſter — wem alſo vierzig Jahre lang, wollte ich ſagen, ein ſolcher Tabaksdampf nicht geſchadet, der wird ſich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. — Item, der Tabaksrauch iſt da, Thür und Fenſter öffne ich nicht, und Sie wer-

den mir zugeben, verehrteſter Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben."

Dieſes geduldige Anhören des Doktors beſtand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unſäglich qualmte und zuweilen die Hundepeitſche ſchüttelte, wenn ſich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

„Wenn Ihnen alſo der Tabaksrauch nichts ſchadet, ſo werde ich mir erlauben, denſelben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde."

„Thun Sie das, lieber Herr," entgegnete der Doktor, ohne in ſeinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundepeitſche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papiercigarre aus der Taſche ſeiner Jacke, grub unter Aſchenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegenſatze zu des Doktors Pfeife zu leiſten vermochte, verhielt ſich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochſen.

„Ich ſage Ihnen, beſter Nachbar," fuhr der Doktor nach einer Pauſe, während welcher ſich ſein Gemüth etwas beruhigt zu haben ſchien, aber während er noch immer umherrannte, zu ſprechen fort, „was ſolche Hundebeſtien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dreſſur mein Möglichſtes, ich ſpare die Hundepeitſche nicht im Geringſten, aber wenn ich Ihnen ſage, daß es faſt unmöglich iſt, in dieſes Gezeug einige Ordnung zu bringen, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünſche, daß ſie ſich auf Treppen und Corridor eines reinli-

chen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu diesem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und so werden Sie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber sollten Sie glauben, daß diese Bestien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitsche dran. Ja, Waldmännchen," drohte er einem unglücklichen Pinscher, der leise jammernd seinen Kopf unter dem Bett hervorstreckte, „du bist der Schlimmste. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannst du dich verlassen."

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Asche in seinem Pfeifenkopfe zusammenzustoßen, sagte er:

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht so freundlich sein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes."

„Ein Krankes?" fragte der Doktor, indem er erstaunt stehen blieb, „und warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns so lange Zeit verlieren! — Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich so mit hinunter kommen? — Eine Person, die sich vor einem Schlafrock scheut — he, alter Freund?" fuhr er mit einem lauernden und lächelnden Gesichtsausdruck fort, „ja, stille Wasser sind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es ist ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen."

„Das iſt ganz und gar nicht nothwendig, beſter Doktor; es handelt ſich nur um ein Kind.“

„Um ein Kind?“ rief der Doktor mehr und mehr erſtaunt, und trat ſo dicht an den Anderen heran, als wollte er ihm in die Ohren flüſtern; doch hätte er ſich bei deſſen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müſſen. „Ein Kind,“ fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe ſchüttelte und den Mund ſpitzte wie ein Karpfen. „Ein Kind, das ſchon da iſt, oder? — oh! oh!“

„Es iſt ſchon ſehr da, beſter Doktor,“ erwiderte der lange Mann; „es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich geſtern Abends von der Straße aufgeleſen, wo er im ſtrömenden Regen ſtand, und den ſein Meiſter nicht ins Haus laſſen wollte.“

„Das iſt was Anderes,“ ſagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es ſchien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht ſchlimmer ſei, — „alſo ein kleiner Taugenichts, und hat ſo ein bischen Fieber? Sich erkältet? Leibſchmerzen? — Item, — iſt krank. Nun, wir wollen nach ihm ſehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, ſage ich Ihnen, lieber Herr, iſt nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Geſichte etwas Myſteriöſes gibt. Man greift an den Puls, man ſchließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläſer ſo geſpenſterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Reſpekt ein, und bei meinen Patienten,“ ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „muß ich ſtreng darauf halten, daß ſie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches anſehen, für ein Weſen, das ihnen helfen kann, aber auch im

Stande ist, sie zappeln zu lassen, bis sie schwarz werden; item, für ein grausam geschicktes Wesen."

Ob der Doktor geschickt war, wissen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grausames hatte er durchaus nicht in seinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitsche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir sind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne sprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieser Peitsche, wandten; denn kaum hatte er sich des drohenden Instruments entledigt, so sprangen auch schon zwei Pinscher und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen schwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unsichtbar gewesen waren, unter den verschiedenen Möbeln hervor und tanzten schweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieser hatte indessen Brille und Mütze aufgesetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er sie mit vielen Items ersuchte, sich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umstände, unter welchen er den Knaben angetroffen, sowie das augenscheinliche Erschrecken des Schneiders, als er ihn in seiner langen Gestalt so plötzlich unter dem Fenster gesehen.

„Darauf können Sie sich verlassen, lieber Herr," sagte lachend der Doktor, „daß der fromme Schneidermeister Sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, und wenn dem so ist, so kann es ein Capitalspaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht ist. Unterbrechen Sie mich nicht. Es soll gar nichts Unrechtes geschehen. Aber

wenn Sie, Verehrteſter, ſo auf Ihre Art — Sie müſſen mir den Ausdruck verzeihen, — mit der Thür ins Haus fallen, ſo vorwärts marſchirend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringſte Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten ſein Unrecht vorhalten?"

„Das wär meine Abſicht," ſagte der lange Mann würdevoll.

„Gäben ihm zu verſtehen," fuhr der Doktor fort, „daß es eine Schande ſei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu laſſen, und würden vielleicht hinzuſetzen, Sie hätten ihn mit ſich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan."

Der Arzt, der ſehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen ſeines Gefährten zurückzubleiben, hielt dieſen am Arm feſt und hob ſich, da derſelbe nun ſtehen blieb, auf die Fußſpitzen, um ihm, wie vorhin ſchon droben, in die Ohren zu flüſtern; doch war dies mehr ſymboliſch; denn indem der Doktor das Nachfolgende ſprach, ſchrie er ſo, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

„Ihr Weſen," ſagte er, „iſt für dieſe verdorbene Welt zu nobel, zu anſtändig, zu gerade aus. Ich kann Sie verſichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiſte hoch zu Pferde ſehe, mit gezucktem Schwerte und auf den Lindwurm zu Ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da iſt und unter uns herumkriecht, gebe ich Ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müſſen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh iſt wie ehedem, — wiſſen Sie, wie damals, wo er, wie der ſelige Schiller ſagte: gekleidet in ein

ſcheußlich Grau, den Rachen aufſperrte, und uns muthvoll entgegentrat. Ja, damals galt es freilich — ſo!"

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel, in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

„Das war Ihre Zeit, mein Beſter; nachbohrend bis ans Heft den Stahl. Aber heute iſt der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wolluſt, des Betruges, der Läſterung, des Aberglaubens; heute iſt er eine feine, ſchlaue Beſtie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm ſchlagen, ſo ſchleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchſtens die unſchuldige Naſe Ihres Nächſten. Item, überlaſſen Sie mir die Sache."

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernſt in die Höhe, ließ ſeine linke Hand leicht vom Knopfe des Rohrſtockes hinabgleiten, faßte dieſen alsdann mit der rechten, und zog ihn langſam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er ſalutirte förmlich vor ſeiner Bruſt, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenſpitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niederſinken.

„Ganz alter Rittersmann," ſagte ſcheinbar entzückt der Armenarzt; „lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Verſicherung ausſpreche: Sie ſind um ein paar hundert Jahre zu ſpät auf die Welt gekommen."

Damit verſuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte ſich aber, da er zu klein war, um hinaufzulangen zu können, mit jenem Theil des Rückens begnügen, wo

dieſer ſeinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in dem Lehnſtuhle ſaß und von wo aus er, wie es ſchien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet hatte.

Der kleine Doktor nahm ſeine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat ſein Gewehr bei Fuß und fing erſt wieder auf die ſpezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe ſein Geſicht gegen den Ankommenden wandte, blieb der Armenarzt überraſcht ſtehen und ſagte nach einer Pauſe lachend:

„Das iſt ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommſt du hieher? Aber das weiß ich ja ſchon," verbeſſerte er ſich. „Sie werden mir indeß zugeben," wandte er ſich an den langen Mann, „daß ich das Recht habe, aufs Höchſte erſtaunt zu ſein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es iſt der kleine Gottſchalk, des Jägers ſein Gottſchalk — ein ganz verfluchter Kerl."

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor aber nicht böſe meinte, bewies er durch ſein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben ſanft auf den Kopf pätſchelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottſchalk, der dieſes Manöver zu verſtehen ſchien, augenblicklich ſeine Zunge ſo weit als möglich herausſtreckte.

„Kopf ein wenig warm," ſagte der Armenarzt, „Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu ſagen. Wollen ihn ſchon

in den nächsten Tagen wieder zusammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben," fuhr er sehr ernsthaft fort, „daß ich das Verlangen stelle, der Bube soll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so wird Ihnen das gewiß einerlei sein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir schon auftreiben, darauf legt er sich hin, man deckt ihn bis an die Nase zu, läßt ihn einige Tassen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronensaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der schwitzen soll."

Als der Doktor so eifrig sprach, mit der langen Pfeife in den Händen gestikulirend, auch bald rechts und links tretend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sprach nach einem augenblicklichen Stillschweigen:

„Wenn sich der Knabe auf seine Matraze legt, lieber Doktor, so ist es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerst mit dem linken oder rechten Fuße aufsteigt?"

Der Armenarzt wandte seine Brillengläser gegen den Frager und schien erstaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

„Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker sind. Item, schwitzen soll er; thut nun, was ihr wollt; nachher komme ich, um nachzusehen."

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmerthür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er sagte:

„Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäsche zu wechseln, so bin ich mit dieser Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand schwitzen soll, so muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu

ſein ſcheint, ſo ſehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verſchaffen muß. Ich hab' ſo ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal ſehen, wie groß du eigentlich biſt," wandte er ſich an den Knaben, und als dieſer augenblicklich aufſtand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

„Accurat ſo groß, wie meine Pfeife. Aber da ich dieſe außer dem Hauſe nicht bei mir führe, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einſehen," ſetzte er lachend hinzu, „und mich nicht wieder der Umſtändlichkeit beſchuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz — das iſt wahr und außerdem ſchön geſagt. Das werden Sie hoffentlich nicht abläugnen. Nun aber adieu, Beſter; der Tiger kann für Thee ſorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenſchnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr."

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verſchwunden, als der Armenarzt auch ſchon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, ſagte:

„Es iſt doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergeſſen, Sie nochmals zu erſuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und deſſen Auffinden geſtern Nacht freie Hand zu laſſen, vollſtändig freie Hand; das gibt eine koſtbare Geſchichte, aber ſie verträgt nicht, daß man ein unvorſichtiges Wort darüber ſpricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter beſprechen. Auch mit der Großmutter," ſetzte er hinzu, wobei er ſein linkes Auge

auf eine komiſche Art gegen den Knaben zukniff. „Na, hab nur keine Angſt, wir wollen ihr die Sache ſchon plauſibel machen,“ ſprach er beim Anblick von Gottſchalk's Geſicht, das ſich ziemlich in die Länge zog. „Hab nur keine Angſt, deine Großmutter iſt eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, ſondern auch ihr Rathgeber.“

Damit warf er ſich in die Bruſt, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: „Alſo ſchlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlaſſen; den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menſchenſeele von der ganzen Geſchichte zu ſprechen. Daß das nothwendig iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, ſo werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Urſache thue. Item, — abgemacht.“

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch ſo unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu ſehen, daß der lange Mann und ſelbſt der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten, als müſſe dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorſchein kommen.

Viertes Kapitel.

Meister Schwörer.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach seiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenarzt sprach auf dem ganzen Wege mit sich selbst, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in seinem Zimmer angekommen, ließ er zwar diesen Dialog mit der eigenen Person, doch wandte er sich dafür an seine Hunde, denen er gute Lehren gab, sie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung aussprach, sie werden vollkommen überzeugt sein und ihm zugeben müssen, daß später die Peitsche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn sie sich in seiner Abwesenheit ungebührlich aufführten. — „Ich kenne Hunde," sagte er, „die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Nässe und Kälte herumlaufen müssen, und die nicht einmal wissen, woher sie etwas zu fressen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntschaft von andern

eures Gleichen gemacht, und ſogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dreſſirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Exiſtenz iſt: Keller-Wohnung und dreſſirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitſche."

Während der Doktor ſo ſprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an ſeinem Hinterkopf noch einmal in die Höhe gebürſtet und dann den Hut aufgeſetzt. Die Hunde aber ſchienen aufmerkſam auf ſeine Rede zu horchen, denn ſie ſaßen in ängſtlicher Stille auf ihren Hinterpfoten, ſpitzten die Ohren, und kaum wagte einer ſich irgendwo zu kratzen oder umher zu ſchnüffeln. Als nun der Armenarzt ſeinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit ſilbernem Knopf unter ſeinen Arm, dachte einen Augenblick nach und ſagte dann: „Fanny darf mitgehen." Und Fanny bezeigte ſich außerordentlich dankbar dafür. Fanny ſprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter ſich abſchloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finſteren Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock ſo unter ſeinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, luſtig ausgelaſſen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinſcher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckſtein ſorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulaſſen und mit den ihm begegnenden Hunden ſeiner Bekanntſchaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechſeln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann

gestern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er sich nicht sehr stark beeilte, sondern zuweilen stehen blieb und sein Kinn mit der Hand streichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, so brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hause gelangte, wo unsere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geschichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, so fing doch der Himmel an, ein freundliches Gesicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er sich gestern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war bereits fleißig und that ihr Möglichstes, um die Menschheit den gestrigen Regentag vergessen zu lassen. Sie vergoldete alles, was sie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete sie die kühnsten tiefdunkeln, seltsam gezackten, scharfen Schatten, als wollte sie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichste markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches gestern Abend so hartnäckig verschlossen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte sich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, so daß er kaum seinen Kopf durchstecken konnte, wobei er freundlich lächelnd sagte: „Kann ich hinauf gehen? Ist der Leipziger noch in seinem Bette?"

Madame Schwörer, die in stark ausgesprochenem Negligé bei ihrem Kaffee saß, vernahm nicht sobald die Stimme des Arztes, als sie rasch aufstand und ihn gegen ihre sonstige Gewohnheit freundlichst bat, einzutreten. Vergebens schien der Meister mit lauter Stimme dagegen zu protestiren, die Frau

meinte: „Ei was! Doktor iſt Doktor, und einer weiß ſo wenig wie der andere. Der iſt mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, ſondern dich an die Arbeit ſchicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden ſich an meinem Anzug nicht geniren. Sie ſehen ja Alt und Jung oft genug ſo.“

Der Doktor trat in die Stube und ſah die Meiſterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei ſehr unſchuldvollen Blicke an.

„Hat ſich der Leipziger nicht gehalten?“ ſagte er nach einer Pauſe, „iſt ihm was zugeſtoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit iſt, daß der Menſch mir keine Exceſſe macht.“

„Ach, was den Leipziger anbelangt,“ verſetzte Madame Schwörer achſelzuckend, „ſo geht's dem recht ordentlich; er iſt aufgeſtanden und ſitzt dort in der Werkſtatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder ſeinen Stich machen.“

„So, ſo, ei, ei,“ erwiderte der Armenarzt, während er den ſilbernen Stockknopf ſorgfältig unter ſeine Naſenſpitze brachte und mit den glänzenden Brillengläſern an die Decke ſtierte. „Alſo wieder beſſer; Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer beſorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm ſehen.“

Damit ſchickte er ſich zum Weggehen an; doch ſagte die Frau: „Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber einmal da ſind, ſo bitte ich, ſchauen Sie nach dem Meiſter da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wiſſen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „gibt der mir viel

zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie ſind reſoluter, und — verſtehen mich ſchon."

Der Armenarzt drückte die Brille feſter an ſeine Augen, ſpitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langſam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarſchirte. Dort lag Meiſter Schwörer auf dem Rücken, die ſpitzen Hände über der Bruſt gefaltet, in ſtiller Reſignation, als ſei er vollkommen gerüſtet und bereit, die himmliſchen Heerſchaaren mit ſeinem Erſcheinen zu beglücken. Aus den Kiſſen ragte ſeine gekrümmte Naſe erſchreckend hoch empor, und ſelbſt ſeine Augen ſchienen ſich vor ihr zu entſetzen, denn dieſe hatten ſich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen ſcheu und furchtſam um ſich. Zu den Häupten des Bettes ſaß eine dürre Geſtalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeſchabten Hoſen, des Meiſters Lieblings-Geſelle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrſcheinlich ſo eben vorgeleſen. Jetzt ſchwieg er begreiflicher Weiſe ſtill, faltete die Hände auf dem Schooße zuſammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite und blickte mit einem ſo faden, häßlichen und widerwärtigen Geſichtsausdrucke an die Zimmerdecke empor, daß in dem praktiſchen und luſtigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines perſonificirten Brechmittels aufſtieg.

„Ei, ei," ſagte er nach einer Pauſe, „Meiſter Schwörer iſt krank, das iſt ja, Gott ſei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da ſind und Madame Schwörer es wünſcht, ſo kann ich mir ſchon erlauben, ein wenig zu fragen was denn eigentlich dem guten Meiſter fehlt."

Bei dieſen Worten hatte er ſich einen Stuhl näher gezo-

gen, ſetzte ſich vor das Bett, wobei er ſogleich nach dem Pulſe des Kranken griff und, während er dieſen beobachtete, den ſilbernen Stockknopf abermals unter die Naſe brachte.

„Puls etwas erregt," bemerkte er, „die Haut trocken, und die Zunge?"

Es war kein ſchöner Anblick, als nun der Meiſter unter ſeiner gewaltigen Naſe die ſehr lange Zunge hervorſtreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

„Belegt, belegt," meinte der Armenarzt, „es tritt allerdings eine allgemeine Verſtimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, ſo werden Sie mir ſchon erlauben, wenn ich mich nach den Urſachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da iſt eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken."

Bei den Worten des Armenarztes ſchien die Naſe des Patienten ſichtbar länger zu werden, doch war das nur optiſche Täuſchung, welche daher kommen mochte, daß der Meiſter ſeinen Kopf langſam aus dem Kiſſen emporhob.

„Ja, ein Schrecken," fuhr der Doktor fort. „Item, etwas Aehnliches. Iſt vielleicht ein koſtbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleiſen auf den Fuß gefallen?"

Der Meiſter ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Item," ſagte der Armenarzt in ſehr beſtimmtem Tone, „etwas dergleichen muß vorgefallen ſein; das bemerke ich an allen Anzeichen, und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirkſames verordnen ſoll, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich die Urſache der Krankheit kennen muß; ſonſt ſtehe ich nicht für das Schlimmſte."

„Kann denn ein Schrecken ſo ſchlimme Folgen haben?“ fragte der Meiſter mit ſchwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch ſeine Brillengläſer, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann ſtützte er den rechten Arm auf ſeinen Stock, legte den Kopf darauf und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ein Schrecken von ernſten Folgen ſein kann; man beachtet das leichtſinniger Weiſe viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wäſſerige Ausſchwitzungen in die Gehirnkammern und an ein Delirium furibundum, welches ſich möglicherweiſe aus einem Schrecken entwickeln kann. — Hier iſt freilich nichts zu befürchten,“ fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand des tief aufſtöhnenden Kranken ergriff, „aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Urſache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erſchreckt.“

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte ſich mit der Hand unten auf das Bett geſtützt und ſagte nun mit ihrer derben Stimme: „Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er ſoll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er ſich nicht vor Ihnen ſchämte. Narrheiten ſind es, die ihn erſchreckt haben!“

„O Frau!“ ſprach der Meiſter mit ſchwacher Stimme, „du ſprichſt aus deinem ungläubigen Gemüthe, du biſt auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben.“

„Narrheiten!“ wiederholte beſtimmter die Frau; „wie ſchon geſagt, vor Ihnen genirt er ſich, aber vor ſeinen chriſtlichen Freunden wird er ſchon mit der Sprache herausgehen, und

da ich davon feſt überzeugt bin, ſo kann ich es Ihnen auch ſchon ſagen.“

„Weib!“ rief der Schneider, und ſeine lange ſpitze Naſe bäumte ſich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze ſchoſſen.

„Ach was, ich will Ruhe haben,“ erwiderte Madame Schwörer, „und daß Sie es nur wiſſen, Herr Doktor, er bildet ſich ein, er habe den Teufel geſehen.“

„Herr Gott, dich loben wir!“ ſtöhnte der Meiſter, worauf er in die Kiſſen zurückſank, und der dürre Schneidergeſelle ſetzte hinzu: „In alle Ewigkeit, Amen.“

„Den Teufel hat er geſehen!“ rief der Armenarzt mit ernſter Stimme und kopfſchüttelnd; „ei, ei, das iſt doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meiſter Schwörer, Meiſter Schwörer! wie ſah denn der Teufel aus?“

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln ſaß und daß die Brillengläſer ſeine Augen verdeckten; denn ſonſt hätte man ſehen müſſen, wie es in denſelben luſtig blitzte und funkelte, und wie um ſeine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln ſpielte.

„So was iſt mir noch nicht vorgekommen,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im erſten Augenblicke an das, was ich nicht geſehen, nicht glauben kann. Aber,“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . .“

Bei dieſen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit ſeiner Hand und verſank in tiefes Nachdenken.

Es war ſeltſam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabſank, ſich der des Kranken erhob; ja, er

blickte faſt triumphirend auf ſeine Frau, als der Arzt ſchwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

„Item," ſagte der Armenarzt nach einem längeren Stillſchweigen, erhob langſam ſeinen Kopf und ſchaute den Meiſter Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläſer feſt an, „es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erden, davon ſich eure Schulweisheit nichts träumen läßt — Horatio."

„Zacharias," verbeſſerte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: „Es iſt mir ein wahrer Troſt, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abſtreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. — — Ja, ich habe den Teufel geſehen, er ſtand dort vor jenem Fenſter."

„Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, ſchleppendem Mantel, der da gefertigt iſt aus den Flammen des unterirdiſchen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und ſchrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenſpeiend zum Grauen der Gottloſen," las der dürre Schneidergeſelle mit ſchnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

„Nicht ganz ſo," erwiderte Meiſter Schwörer; „in Roth war er gekleidet, das iſt wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott ſei gelobt! nichts geſehen."

Nach dieſen Worten herrſchte eine ſo tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taſchenuhr auf dem Nachttiſchchen picken hörte, und von oben aus der Werkſtatt herab eine feine Stimme, welche ſang:

„Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,"

worauf ein Chor einfiel:

„Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Alles muß verſoffen ſein.“

„Hören Sie, Herr Doktor,“ rief die Frau erboßt, „wie ſie es droben treiben, während hier der Meiſter krank im Bette liegt, weil er ſich einbildet, den Teufel geſehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den Kopf zurecht ſetzen und ihm ſagen, wo der Teufel eigentlich ſteckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenſter treibt er ſich herum, ſondern hier im Hauſe iſt der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, ſoll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen.“

„Frau!“ rief der Meiſter mit zürnender Stimme, ſetzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: „Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am beſten, wo der Teufel ſteckt. O du mein Gott!“

„Der liebe Gott,“ rief Madame Schwörer immer heftiger, „der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel geſtern Nachts zum Fenſter hereingeſehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthſchaft hier — zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, laſſ' er Sein ſcheinheiliges Maul herabhangen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu geniren, das iſt der Armenarzt, und daß wir in ſeine Praxis hineinfallen, dafür ſorgſt du aufs beſte. Hat der Mann nicht eine Kundſchaft gehabt!“ wandte ſie ſich faſt weinend an den kleinen Doktor; „die vornehmſten Herrſchaften ließen bei ihm arbeiten, und gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkſtatt des Meiſters Schwörer kam, das konnte ſich ſehen laſſen. Aber wie hat ſich das geändert! — Statt nach den Geſellen zu

ſehen und nach den Hoſen und Röcken ſeiner Kundſchaft, bekümmerte er ſich um die Wilden in Amerika, die doch dazu beſtimmt ſind, daß ſie herumlaufen, wie ſie Gott erſchaffen. Und ſtatt ſich um ſein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das ſich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confuſen Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache ſich was daraus? O nein, das nennt er höchſtens eine heilſame Strafe für ſeine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meiſten dabei geſtraft ſind, darüber macht er ſich keine Gedanken!“

Meiſter Schwörer hatte bei dieſem Erguſſe ſeiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder ſchien eifrig in ſeinem Buche zu leſen, und der Armenarzt allein, an den die Rede hauptſächlich gerichtet war, mußte ſie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und ſich nur leicht duckte, wie ein Hund im ſtrömenden Regen. Was ſollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beſte Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem dieſe bei dem Zuſtande ihres Mannes nicht zuträglich ſeien. Dann erhob er ſich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kranken und verordnete ein Senf-Fußbad, ſo wie bei ſich mehrender Hitze im Kopfe Umſchläge von kaltem Waſſer.

„Was Sie geſehen haben wollen, beſter Meiſter Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht ſtreiten, denn ich hab' es ja nicht geſehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß ſich der Teufel ſichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die

Augen gekommen iſt! Einer der zufällig vorüberging, ein ſpäter, harmloſer Wirthshausgaſt."

„Nein, nein," ſagte der Meiſter kopfſchüttelnd.

„Jemand, der zufällig an Ihrem Fenſter ſtehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeſchlagen. Daß es ſolche Mäntel gibt, müſſen Sie ja am beſten wiſſen. Item, etwas ganz Unſchuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumſtände veranlaßt, erſchreckte. Item, wer wird ſogleich an den Teufel glauben?"

„Aber die Nebenumſtände!" ſeufzte der Kranke, „der Gott..." — doch war er nicht im Stande, den Satz zu beendigen. Madame Schwörer, welche kluger Weiſe vorherſah, daß die Rede auf den verſchwundenen Lehrling kommen würde — und das wollte ſie vermeiden — war leiſe zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle ſie ihrem Manne das Kiſſen ein wenig aufſchütteln, benutzte aber zugleich dieſen günſtigen Moment, um ihm einen Zipfel deſſelben ſo heftig unter die Naſe zu drücken, daß ihm ſein Wort plötzlich abgeſchnitten wurde. Dieſes Manöver begleitete ſie mit einem gelinden Puff und flüſterte ihm in die Ohren: „Halt doch dein Maul!" worauf ſie laut fortfuhr: „Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumſtände? Ich verſichere dir, Zacharias, es iſt ſo, wie er geſagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, ſtehen zu bleiben und in unſer Fenſter zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird," ſetzte ſie mit Beziehung hinzu.

„Alſo ein Senf-Fußbad und kalte Umſchläge," wiederholte der Armenarzt, nachdem er ſeine Brille feſt auf die Naſe gedrückt und ſich vom Stuhle erhoben. „Mein Herr College,

der Sie gewiß im Laufe des Tages beſucht, wird damit einverſtanden ſein. Und was den Leipziger anbelangt," wandte er ſich an die Meiſterin, „ſo werde ich morgen nach ihm ſehen. Er ſoll nichts Fettes eſſen und Brodwaſſer trinken ſo viel er mag. Item, die Sache wird ſich bald geben. Adieu."

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiſer Stimme zu wiederholten Malen verſicherte, es ſei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und ſie wolle ihm das Fußbad ſchon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umſchläge um den Kopf machen, daß er auf andere und geſcheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße ſaß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie ſie und ihre Kameraden es an allen Häuſern zu halten pflegten, wo der Arzt ſeine Beſuche machte.

Nach dieſer Viſite ſchritt der Doktor mit ſichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es ſchien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten dieſe zuweilen einen Hopſer machen, während ſich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich ſteif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute deſſelben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über ſein Geſicht, er ſchnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu ſpringen, und worüber dann der kleine Doktor wieder eine ſolche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen ſah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er ſich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann aus-

zuüben pflegte, indem er ſich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollſtändige Bemerkung in das Geſpräch der Vorübergehenden miſchte, was meiſtens mit großem Erſtaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug, Letzteres aber nur von ſolchen Leuten, die ihn nicht kannten.

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hause.

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: „Und was macht die Suppe unterdessen?“ aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links

von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz, ebenso das geschnitzte Geländer, eine Treppe, die einstens prächtig gewesen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch schwer zu erkennende Ueberreste ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufstieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um sich darauf zu stützen, schien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigstens wich es einen Zoll aus seiner Richtung, soweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittels deren es in den Treppenlauf eingelassen war, nachgaben. Glücklicher Weise war die Treppe so breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht sehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, so befanden sie sich doch schon bei der ersten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenster auf dem Gange des ersten Stocks war so mit Staub und Spinngewebe bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienste zu leisten.

Der Armenarzt stieg indessen höher hinauf in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand sich schon im Dachstuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den obersten Boden des Hauses. Er ging auf eine Thür zu, die sich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit schiefen Wänden, welches sein Licht durch Dachfenster erhielt, die hinausgebaut waren und so eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tische und höl-

zernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kaſten, der in einer Ecke ſtand, lagen ein Paar Rehfelle, und derſelbe ſchien ein Sopha vorſtellen zu ſollen. Ueber ihm ſah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirſchkopfe mit ſtarkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe bildete, die aus Hiſchfängern, Jagdmeſſern, Büchſen und doppelläufigen Gewehren beſtand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers ſah es hier recht reinlich aus. Der Boden war ſauber geputzt und mit weißem Sande beſtreut. In einer der tiefen Fenſterniſchen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke ſchien nicht geheizt zu ſein, denn es war ziemlich froſtig im Zimmer; hinter demſelben ſah man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgeſpannt, auf welchen neben Wäſche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenſcheinlich zu einem beſonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenſtervertiefung unter dem Kanarienvogel ſaß eine Frau, die beſchäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieſes Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte ſich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da daſſelbe nur noch zwei Beine beſaß, weßhalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen ſein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Geſichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Phyſiognomieen, auf denen die Jugend nichts hinterlaſſen hat und in keinem Lächeln von Glück und Freude ſpricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie

ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

„Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner," sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte. — „Und was macht Palmarum?" fragte er.

„Franz befindet sich wohl," entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

„Palmarum," wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrichene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welch trostlosem Zustande sich das Spielzeug des Knaben befand, „da müssen wir nächstens einmal für ein neues Pferd sorgen; doch mußt du dir vorderhand zu helfen wissen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, so lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun steht es. So, — so, — wenn du dir das merkst, so kannst du um das ganze Zimmer herumcarriolen."

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher.

„Da ich gerade in der Nähe war," sagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeschaut, „so konnte ich es nicht versäumen, einmal von selbst wieder nach

Ihnen zu ſehen, denn rufen laſſen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie ſind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will."

Bei dieſen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann verſetzte ſie mit ſanfter Stimme: „Gott ſei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie ſind immer ſo guter Laune, und es iſt gerade, als wüßten Sie eine Krankheit ſchon im voraus zu bannen."

„Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, ſo könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider ſind. — Apropos, was macht denn die Großmutter?"

„Sie ſitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. — Sie werden ſie doch auch beſuchen?"

„Verſteht ſich. Später werde ich nach ihr ſehen. Eigentlich aber," fuhr er mit einem Male ernſter werdend fort, „hätte ich mit Ihrem Manne zu ſprechen. Er iſt wohl nicht zu Hauſe?"

„Nein, nein," erwiderte die Frau; „er iſt nicht da, wird auch erſt gegen zwölf Uhr zum Eſſen kommen."

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte ſie die Arbeit in ihren Schooß ſinken laſſen und blickte den Doktor fragend, faſt ängſtlich an.

„Machen Sie nur kein ſo wichtiges Geſicht," ſagte dieſer lächelnd; „weiß der liebe Gott, ich glaube, ſchon eine Frage allein kann Sie in Angſt verſetzen!"

„Ach ja," verſetzte ſie; „Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, ſo hat es ſelten was Gutes zu bedeuten."

„Nun, was macht er denn?“

„O, er ist im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle in Acht. Wissen Sie, lieber Herr Doktor,“ setzte sie gutmüthig hinzu, „mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienst, und wenn er müde und verdrießlich nach Hause kommt, so wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. — Haben Sie ihm was Unangenehmes zu sagen?“ fragte sie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

Der Doktor hatte seinen Stockknopf unter das Kinn gestützt, und da er seine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, so sah man nichts als die spiegelnden Brillengläser. Auf die Frage der Frau schüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: „Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottschalk.“

„Was ist denn mit Gottschalk?“ fragte die Frau besorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angst verrieth. „Hat es etwas mit seinem Meister gegeben? — Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?“

Der Armenarzt schüttelte den Kopf und entgegnete so ruhig wie möglich: „Frau Brenner, regen Sie sich nicht immer so auf; jetzt zittern Sie schon wieder an Leib und Seele, das sehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls untersuche, so schlägt er geschwinder, als nöthig ist.“

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm sie ihre Arbeit wieder auf; doch schien ihre Hand in der That die Nadel nicht so fest zu führen, wie einen Augenblick vorher.

„Der Gottſchalk war geſtern Abend da?“ fragte der Doktor.

„Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war ſchon ein Viertel, und da lief er eilig weg.“

„Und als er an das Haus ſeines Meiſters kam, war die Thür ſchon verſchloſſen.“

„Das hab' ich mir gedacht,“ ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „und da wird man mit ihm gezankt haben. Es iſt ein armes Kind, der Gottſchalk.“

„Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Iſt er denn eigentlich mit Luſt an das Schneider-Handwerk gegangen?“

„Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten,“ entgegnete die Frau; „doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, ſo würde es ihm in der Werkſtatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verſchaffte dem Meiſter Schwörer ſämmtliche Livreen ſeines Herrn, und dafür verſprach der Meiſter mir Wunder was, wie gut es Gottſchalk in der Lehre haben und was er alles lernen ſollte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Mit den Livreen,“ fuhr die Frau fort, „dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hauſe der Herrſchaft war unzufrieden, und ſo machte ſie Meiſter Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verluſt der Kundſchaft war aber Gottſchalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Luſt zum Schneider-Handwerk hatte, ſo iſt ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wiſſen auch Sie, Herr Doktor — eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele iſt, kann nicht gelingen.“

„Hm, hm!“ machte der Armenarzt, „das ſehe ich wohl

ein und der Gottschalk ist sonst ein folgsames und gutes Kind."

„Ich kann nicht besonders über ihn klagen," erwiderte die Mutter; „das Einzige, was ich auszusetzen hätte, er kann zuweilen überlustig sein und gibt manchmal zu gescheidte Antworten für sein Alter."

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf sein sollte, sagte sie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor stützte das Kinn auf den Knopf seines Stockes, und es war komisch anzusehen, wie er den Kopf scheinbar auf diesem hin und her bewegte.

„Item," sagte er nach einer Pause, „auf diese Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts."

„Das will ich nicht denken," sprach fast erschrocken die Frau; „was sollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen schönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was sehen Sie mich so sonderbar an, Herr Doktor?"

Bei diesen Worten ließ sie ihre Arme in den Schooß sinken und blickte ihrerseits den Arzt an, aber nicht nur sonderbar, sondern im höchsten Grad erschrocken. Man sah, wie sie mühsam athmete.

„Frau Brenner," erwiderte ernst der Armenarzt. „Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen schwer ist, irgend etwas Geschäftliches zu besprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und schauen mich so entsetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu sagen."

„Aber doch etwas zu sagen," entgegnete die Frau mit leiser Stimme.

„Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen laſſe. Item, was ich Ihnen zu ſagen habe, das will ich Ihnen nicht verſchweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die iſt ſo reſolut, daß ſie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann.“

Die Frau nickte leicht mit dem Kopfe, ſtand auf den Vorſchlag ſogleich auf und ging an die Thür des Nebenzimmers, die ſie öffnete, worauf ſie hineinſchaute, ein paar Worte ſprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieſer hatte unterdeſſen in der Geſchwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand ſchief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade ſtehen bleiben noch fortmarſchiren, ſondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen ſpitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um ſämmtliche Zimmerwände ihren ungeſtörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdeſſen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieſes Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner, als das erſtere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenſo einfach, faſt ärmlich möblirt war, ſo ſah man hier doch manches, was an beſſere Tage der Beſitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenſter Vorhänge von geſtreiftem Kattun, auf einer Commode in der Ecke befand ſich ein elegant zu nennen-

des Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke, und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brenner'schen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände mit seidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man sie dasitzen sah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, so hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache sich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechziger sein; ihr ehemals schwarzes Haar war stark ergraut, und auf dem immer noch schönen Gesichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn sie lächelte, so war dieses Lächeln schmerzlich anzusehen, und dabei zeigten sich sehr markirte Züge um Nase und Mund, die sich freilich wieder glätteten, wenn sie ruhig um sich blickte, aber doch nicht so ganz vergingen, um nicht auf dem unteren Theile dieses edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Frische. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um so glänzender hervortretend, da das ganze

Geſicht der alten Frau mit einer krankhaften, faſt erſchreckenden Bläſſe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringſten Verſuch zu machen, ſich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieſes Sitzenbleiben für Stolz halten können, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufſtehen; ſie war ſeit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeſchwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geiſtigen Fähigkeiten nicht im Geringſten gelitten hatten, ſo war ſie dagegen, was den unteren Theil ihres Körpers betrifft, hülfloſer als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vornehmen Dame geweſen. Damals hatte ſie durch einen Sturz mit dem Wagen einen ſchweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch ſcheinbar ſehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, ſo zeigten ſich ſchon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen ſucht, hielt ſie ſich manches Jahr aufrecht und beſorgte ihre häuslichen Geſchäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte ſie ihren Dienſt aufgeben und heirathete einen Mann, den ſie ſeit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter ſtarb, ſah ſie ihre geringe Habe ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nur im Stande war, durch die angeſtrengteſte Arbeit ihrer Hände ſich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf

ſtarb ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienſte, welche ſie ihr geleiſtet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo ſie an ihren Stuhl gefeſſelt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks ſollte deßhalb noch nicht gefüllt ſein. Ihre einzige Tochter, welche ſie ſo ſorgfältig als möglich erzogen, welcher ſie, nachdem ſie herangewachſen war, Auszüge aus ihrer eigenen Eheſtandsgeſchichte, wenn auch auf die ſchonendſte Weiſe für den verſtorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, ſich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, ſondern Umſtände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Dieſe Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübſcher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung beſaß, ſchrieb ſich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrſchaftliche Jäger mit ſeinen Kameraden häufig aufſuchte. Er war im Ganzen gerade kein böſer Menſch, doch da ſich die Familie ſtark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht geſtiegen war, ſo fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Penſion zum allgemeinen Beſten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeußerſte ſparte, um die Schäden und Mängel des Hausweſens ſo viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, ſo gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abſchreckender Geſtalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein

peinliches Gefühl überſchlich, wenn er aus dem von Ueberfluß ſtrotzenden Hauſe ſeines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über ſeine wackelige Treppe in die ärmliche Behauſung ſtieg, ſo iſt dieſes Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung ſo gern geneigt ſind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenſchen anzuſtellen und ſich durch den Unterſchied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch alſo die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufſtand, ſo ſah man doch an der Art und Weiſe, wie ſie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forſchend durch ſeine Brille anſah und ſagte im fröhlichſten Tone von der Welt: „Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder ſeufzend mein Bedauern ausſpreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. — Na, das Paar! — Item, Frau Brenner" — wandte er ſich an die Frau des Jägers — „Sie würden ſich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu ſchämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, ſo ſollten Sie Ihr blaues Wunder ſehen. Item, es iſt jammerſchade."

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei dieſen Worten ein kurzes Lächeln, und ſie gab dem Doktor zur Antwort: „Es iſt von einem Arzte recht ſchön, wenn er ſeine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin ſind Sie Meiſter, Herr Doktor, das muß man Ihnen laſſen."

„Ja, wenn es nur ein Spaß wäre," erwiderte komiſch ſeufzend der Armenarzt; „aber, — item, ſprechen wir von etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer ſpaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verſtehen, und in dem Falle kann ich ſehr unangenehm werden."

Bei dieſen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr ſeine Hand, indem er hinzufügte: „Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?"

„So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen?" ſagte die alte Frau, indem ſie ihn forſchend anſah.

Der Doktor huſtete leiſe hinter der vorgehaltenen Hand, ſchielte nach der Frau des Jägers hinüber und verſetzte alsdann: „Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie ſehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß — zu wiſſen, wie Sie ſich befinden, für mich immer eine Hauptſache iſt. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören."

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf dieſe ſogleich einen Stuhl herbeiholte, und während ſich der Doktor niederließ, die Brille etwas feſter an die Augen ſchob und dem Stocke mit dem ſilbernen Knopfe ſeinen gewöhnlichen Platz zwiſchen den Knieen anwies, zog die Frau ein feines Taſchentuch hervor, fuhr leicht über ihr Geſicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

„Es handelt ſich um den Gottſchalk," ſagte dieſer; „und da ich weiß, daß Sie die langen Berichte nicht lieben, ſo will ich mich kurz faſſen. Der Gottſchalk war alſo geſtern Abend

hier. Er hat ſich ein bischen verſpätet, und als er an die Hausthür ſeines Meiſters kam, war dieſe verſchloſſen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen."

„Und es regnete ſo arg!" ſetzte Frau Brenner mit leiſer Stimme hinzu.

„Ja, es regnete ſtark," fuhr der Armenarzt fort; „item, der dumme Bube — dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn ſonſt hätte er tüchtig angeklopft — blieb im Regen ſtehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden."

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und ſich kein Zug in ihrem marmorbleichen Geſichte bewegte, ſeufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blaſſen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl ſein, zu wiſſen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen ſtundenlang auf der Straße ſtehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demſelben Augenblicke erſt geſchähe. Es hört den Wind ſauſen und ſieht den Regen niederſtrömen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er ſich langſam durch das fadenſcheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den ſie an ihrem Buſen ſo oft gewärmt, die kleinen Schultern, Bruſt und Rücken, die ſie mit Tauſenden von Küſſen bedeckt. Sie ſieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn ſie das bedenkt, ſo möchte ihr Herz brechen, daß ſie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken nicht mehr, ſelbſt nicht einmal die zwei großen Thränen, die langſam über ihr bleiches Geſicht hinabrollen.

Die Großmutter sieht diese Thränen, doch schüttelt sie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht sich, heiter auszusehen, besonders, da sie den Doktor hastig fragen muß: „Und nachher? — Und nachher?"

„Ruhig, ruhig, Frau Brenner!" entgegnete der Armenarzt, wobei er seinen Zeigefinger in die Höhe hob; „lassen Sie mir Ihre Alteration sein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem so vergnügten Gesicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geschehen wäre."

„Herr Gott im Himmel, habe Dank!" dachte die Frau.

„Item, es ist kein Unglück geschehen, — item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen schon gesehen, und es geht ihm gut."

„Aber etwas Außergewöhnliches ist doch vorgefallen?" fragte die Großmutter.

„Allerdings; indessen bei aller Kälte und Nässe, die der arme Bube ausstehen mußte, doch etwas Lustiges, etwas ganz Lustiges. Es mochte also bald Elf geworden sein, Gottschalk stand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie versichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hause, kommt also vorbei und sieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenster stehen; und, daß ich's nicht vergesse, in dem wichtigen Augenblicke, wo sich der Gottschalk ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fensterscheiben geklopft und wo Meister Schwörer, aber erst auf Zureden seiner Frau, die nicht so übel ist, gerade den Hausschlüssel hinauswerfen will. — Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts so einen kleinen Mann allein auf der Straße stehen sieht, da hält man

an und erkundigt ſich nach dem Warum — ſo that denn auch mein Freund. Es iſt das eine lange Geſtalt mit einem bleichen und hageren Geſichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er ſieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Alſo, — während der Schneider den Schlüſſel hinauswerfen will, ſagte er zu Gottſchalk, er ſei ein gottloſer Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. — Da auf einmal ſteht die lange Geſtalt vor dem Fenſter, — aber ich bitte Sie, Frau Brenner," unterbrach ſich der Arzt, „ſehen Sie doch nicht ſo entſetzlich alterirt aus, ſonſt kann ich unmöglich weiter erzählen."

„Aber es iſt mein Kind!"

„Und, lieber Herr Doktor?" fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr der Arzt luſtig fort, „daß der Schneidermeiſter, dem der Kopf voller Dummheiten der Art ſteckt, des feſten Glaubens iſt, der Teufel ſei wirklich erſchienen und habe den Buben geholt."

Bei dieſen Worten zuckte die Mutter ſchmerzlich zuſammen; doch faßte ſie ſich gewaltſam und fragte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Und Ihr Bekannter, jener Fremde?"

„Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu ſagen. Item, er nahm den Knaben nach Hauſe, hat ihn auf eine rührende Art verpflegt, — ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art, und nun iſt er wohlbehalten und wohlverſorgt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in dem Hauſe, wo auch ich wohne."

Die Großmutter hatte dieſer Erzählung ſchweigend zuge-

hört, und als der Doktor geendigt, sagte sie nach einer kleinen Pause: „Nun, was denken Sie?“

„Was ich denke?“ erwiderte der Armenarzt, während er seinen Kopf in die Höhe hob und seine Brillengläser im Lichte glänzen ließ, „Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meister Schwörer zurückgehen läßt.“

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

„Der Gottschalk hat einen aufgeweckten Kopf; schreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn sehr wohl leiden kann, so werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas ist, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. — Item, man sucht eine passende Beschäftigung für ihn, und über diesen Vorschlag wollte ich Ihre Meinung hören.“

„Aber mein Mann?“ fragte besorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er versetzte: „Das muß schon die Frau Großmutter so freundlich sein, über sich zu nehmen. Ist sie doch die Einzige,“ setzte er achselzuckend hinzu „die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?“

„Ich kann wohl sagen, er respektirt mich,“ antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Gesichte.

„Hat auch seine Ursachen, hat wahrhaftig seine Ursachen,“ versicherte der Armenarzt. „Item, man muß ihm Alles sagen; vor allen Dingen, daß der Schneider steif und fest glaubt, der Teufel habe den Buben — habe sich ins Spiel gemischt,“ verbesserte er sich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre

Lippen zuſammenpreßte. „Aber er darf Niemandem ſagen, wo der Knabe iſt, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meiſter Schwörer hieher kommen, er muß das Verſchwinden Gottſchalks anzeigen, und das gibt einen koloſſalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind darauf freue." — Er rieb ſich vergnügt die Hände. „Habe ich Recht oder Unrecht?" fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte dieſe Geſchichte nicht ganz behagen; ſie ſchaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken ſchien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

„Meint Ihr nicht, Mutter?" fragte ſchüchtern Frau Brenner.

„Bſt! bſt!" ſagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, „die Frau Großmutter denkt nach und wird ſchon das Richtige finden."

Darauf ſtützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem geſpitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillſchweigen huſtete die Großmutter leiſe, fuhr mit dem Taſchentuche abermals über ihr Geſicht und ſagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: „Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich ſehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir alſo ſo, wie Sie wünſchen. — Wenn dein Mann nach Hauſe kommt," wandte ſie ſich an ihre Tochter, „ſo ſchicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache aus einander ſetzen, und dann kann er mit ſeinem früheren

Freunde, dem Meister Schwörer, machen, was ihm gut dünkt."

„Bravo! bravo!" jubelte der Arzt. „Und Herr Brenner ist der Mann, den Schneider tüchtig zwischen die Zange zu nehmen. — Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das ist eine trostlose Wirthschaft in dem Hause. Mich dauern nur Weib und Kinder."

„Er gehört zu den sogenannten Frommen?" fragte die Großmutter.

„O ja," seufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komische Art die Augen verdrehte. „Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeister, und die mit der glühenden Nadel nähen, so daß alle Nähte schon nach vier Wochen aus einander platzen. — Aber jetzt muß ich mich schleunigst entfernen," setzte er hinzu, indem er aufstand. „Habe heut Morgen schon ein paar kostbare Stunden verplaudert. Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächsten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen spielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen."

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker lustig rief: „Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigst erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es schon gar nicht thun. — Adieu, adieu!"

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieser nicht der Mann, trotz der vorgeschützten Eile sich so schleunig zu entfernen. Zuerst blickte er nach dem Palmarum, der mitsammt seinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verschwunden war, und als er ihn auch draußen

auf dem Corridor nicht ſah, ſchien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Waſſerdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine beſondere Anziehungskraft auszuüben.

„Da wüthet gewiß Judica," ſagte er. „Ich muß einen Augenblick nach Judica ſehen."

„Dort in der Küche ſieht es aber gerade nicht ſchön aus," meinte Frau Brenner.

„Nun alſo, dann iſt es meine Pflicht, nach ihr zu ſehen."

Und ehe er dieſen Satz noch ganz vollendet hatte, war er ſchon an der Küchenthür und öffnete ſie weit. Hinter derſelben befand ſich ein geräumiges und ſehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem ſchwarzen Kaminſchooß darüber, den man, ſowie ein paar Schüſſeln und Teller, die auf dem Rande deſſelben ſtanden, nur in unſicheren Umriſſen durch den qualmenden Waſſerdampf hindurch bemerkte. Dieſer Waſſerdampf ſtieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen ſtand, die man auch nur wie eine Nebelgeſtalt ſah.

„Teufel, da wird ſtark gewaſchen!" ſagte der Doktor, der auf der Schwelle ſtehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: „Margaretha, komm einen Augenblick heraus!" worauf das Mädchen hinter der Waſchbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, ſich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abweſenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Beſuch in der Küche zu machen und ſich dort auf ſeine Art nützlich zu beſchäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäſcherin ſeine Hand entgegen ſtreckte, wich dieſe lächelnd zurück, wobei ſie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenſchaum bedeckt waren. Trotzdem aber, ſowie auch un-

geachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieſes Mädchen mit Intereſſe betrachten. Sie war vielleicht ſiebenzehn Jahre alt, hoch, ſchlank, untadelhaft gewachſen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine ſo merkwürdige Art deren ſchönes Geſicht geerbt, namentlich die großen ſtrahlenden Augen, daß man hätte glauben ſollen, man ſähe die alte Frau ſelbſt, befreit von einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener ſo auffallenden krankhaften Bläſſe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erſcheinung, und wie ſie ſo vor dem kleinen Doktor ſtand, drückte dieſer mit ausgeſprochenem Wohlbehagen ſeine Brille feſter an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem ſchönen Mädchen hin.

„Du hätteſt mich nicht rufen ſollen, Mutter," ſagte ſie mit einer ſo ſanften Stimme, daß ſie faſt nicht im Einklange ſtand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich muß mich ja ſchämen, wenn mich der Herr Doktor ſo ſieht."

„Poſſen, Poſſen!" verſetzte dieſer. „Sie werden mir zugeben, liebe Judica — Margaretha wollt' ich ſagen," verbeſſerte er ſeine Anſprache auf einen Blick aus ihren großen Augen — „Sie werden mir alſo zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten ſehen darf — ſehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlaſſen, ohne nach Ihnen geſehen zu haben. — Es geht Ihnen gut?"

„Ich danke, Herr Doktor," ſprach Margaretha; „mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden."

„Das iſt ein Glück, liebes Kind, das iſt ein großes Glück! Wer in unſerer Stellung kann das von ſich ſagen? — Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden iſt, da iſt man auch

bedingungsweise glücklich. Und die Wäsche geht gut von der Hand?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden," sagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerstrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und sie so herzlich schüttelte, daß der Seifenschaum in weißen Flocken umher flog und er sein Taschentuch hervor zog, um sich abzutrocknen. „Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen," rief er dann. „Behüt euch Gott mit einander!"

Damit war er schon an der Treppe und hüpfte hinab.

Margaretha blieb noch einen Augenblick stehen, da ihr die Mutter etwas sagte, bevor diese in die Stube zurückkehrte; dann ging auch sie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock festhielt, während er in der linken eine kleine Blechschale voll Wasser trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

Sechstes Kapitel.

Nadelſtiche.

Wenn du ein Mann biſt, geliebter Leſer — und in dieſem Falle iſt die Einleitung zu vorliegendem Kapitel abſonderlich für dich geſchrieben — ſo haſt du gewiß in deinem Leben ſchon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu laſſen, und warſt ſtark genug, dich den Schlägen des Schickſals muthvoll entgegenzuſtellen. Du haſt Verluſte erlitten, ſchwere, unerſetzliche; ſie haben dich erſchüttert, aber nicht gebeugt. Du ſahſt dich faſt erdrückt von Verhältniſſen, die feindlich auf dich einſtürmten; du hatteſt die Kraft, ſie einzeln zu beſeitigen, dich aus einem gefahrvollen Labyrinthe zu befreien. Dein Muth ſtählte ſich an den Hinderniſſen, die dir in dieſem Leben entgegentraten, deine Energie wurde ſcharf wie ein Raſirmeſſer, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, ſo kamſt du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Naſe und ſehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leſer, wer halbwegs ein Mann iſt in der ſchönen Bedeutung des Wortes, wem ein friſches und kräftiges Herz in der Bruſt ſchlägt, der läßt ſich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schickſals nennen. Er gleicht einem Bogen von ſehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, ſich zuſammendrücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander ſchnellend, den ſcharfen Pfeil in das Herz ſeiner Feinde zu ſchleudern. Mag ſich ſein Himmel noch ſo finſter überziehen, er wartet getroſt auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird ſich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe ſeine Bahn zu wandeln.

So iſt ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hinderniſſe, die ihm entgentreten, überſetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande iſt, die Stiche blutdürſtiger Inſekten zu ertragen, ſondern fort und fort wider ſie ſchlagend und beißend ſich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zuſammenſinkt, was ihm ſelbſt nie geſchah nach Beendigung der längſten und hindernißvollſten Bahn: ſo ſind es auch für uns, geneigter Leſer, nicht die gewaltigen Schläge des Schickſals, die uns darniederwerfen, ſondern die kleinen, feinen Nadelſtiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelſtiche in dieſer Bedeutung ſind die kleinen, an ſich wenig ſagenden Ereigniſſe, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen ſich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Dieſe Nadelſtiche entſtehen oft aus den geringfügigſten und lächerlichſten Urſachen, ſind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man dieſe Nadelſtiche nicht in ein Syſtem bringen; ſie ſind rein individuell; ſie ſpringen

hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächſten; ſie treffen dich aus heiterer Luft, ſie kommen aus dem Kiſſen, auf dem du ſitzeſt; ſie ſind für dich Unglücklichen verborgen in Waſſer, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; ſie lauern unter einem unerwiderten Gruße, ſie ſtecken in einem zur Unzeit abgeriſſenen Hoſenknopfe, ſie machen ſich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehſt, in einem Kothſpritzen, wenn du, um einen Wagen zu erſparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehſt. Für den, der für dieſe Plagen inclinirt, ſind ſie miasmatiſch; ſie verfolgen ihn wie die Bremſen das arme Pferd, und wenn er ſelbſt einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, ſo haben ſie ſich beim Zubettegehen vielleicht unter ſein Lager verſteckt, deſſen Bretter aus einander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder ſie dringen aus ſeinem Kopfkiſſen hervor und überfallen ihn in Geſtalt aufgeregter Nerven und laſſen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelſtunde die heißerſehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden, oder wie der Dichter ſagt:

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen —

ſo ſind die uns vom Schickſal und von den Verhältniſſen geſpendeten Nadelſtiche nicht ſo tief treffend und ſchmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein ſcharfer Wind durch die Straßen ſaust, iſt nicht ſo geeignet, beim Aufſtehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab ſcheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit

einem ſo lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenſo antworten und mit einem heiteren Geſicht in den jungen lachenden Tag hinein blicken muß.

Es iſt alſo ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen ſind naß und ſchmutzig vom geſtrigen Regenwetter, und der Rechtsconſulent Plager ſteht vor einem kleinen Handſpiegel, den er an dem Fenſter aufgehängt, eben im Begriffe, eine ſchwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derſelben erfaßt, zieht ſie rechts und links von ſich ab und ſcheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künſtlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man ſeine finſtere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeſchobene Unterlippe und die zuſammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, ſo könnte man auf die erſchreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconſulent habe gar nicht im Sinn, ſeine Halsbinde zu knüpfen, ſondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbſtmordverſuch.

Doch iſt nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Kriſis überſtanden. Der Rechtsconſulent ſpitzt ſeinen Mund, blickt ſeufzend in den Spiegel, und gleich darauf iſt einer der zierlichſten Halstuchknoten fertig, welche man nur ſehen kann. Das Zimmer, in dem ſich der Rechtsconſulent befindet, iſt hoch, geräumig, ſanft erwärmt, und die Möbel in demſelben zeugen von Wohlhabenheit. Es iſt ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der erſten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett ſteht, von ſeinem Beſitzer augenſcheinlich erſt vor Kurzem verlaſſen, ſo kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconſulentin vorräthig iſt, und dieſe Vermuthung wird zur Wahrſcheinlichkeit, da wir auf dem Fußbo-

den vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsſtücke — leider müſſen wir ſagen, etwas unordentlich zerſtreut — umher liegen ſehen.

Ja, es exiſtirt eine Frau Rechtsconſulentin; wir hören ſie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen Kinderſtimmen antworten, die mit ſehr vielem Geſchrei ihre kleinen Bedürfniſſe anzeigen. Der Rechtsconſulent hat indeſſen ſeine Toilette ſo weit hergeſtellt, daß er ſie vermittelſt einer Haarbürſte vollenden kann. Doch ſucht er dieſes Inſtrument lange vergeblich auf ſeinem Toilettentiſche und ſonſt in ſeiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüſtert ſich ſeine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürſte zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er ſie ſorgfältig gereinigt, vertheilt er ſein etwas dünnes Haar ſo kunſtreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzuſtarke Blöße ſichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenſter weg, öffnet die Flügel deſſelben und ſchaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er ſich zum Frühſtücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürſte unter dem Arme mit ſich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenſtiefel, Strümpfe und ſonſtige umherliegende Kleidungsſtücke wegſteigen muß, dient auch keineswegs dazu, ſeinen üblen Humor zu zerſtreuen.

Beſſer wäre es übrigens geweſen, der Rechtsconſulent hätte noch etwas länger zum Fenſter hinausgeſchaut; denn das Nebenzimmer, wo ſich die Familie zum Kaffee zu verſammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrſcht, das die Freuden eines behaglichen Frühſtücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tiſche befanden ſich Taſſen, Kannen, Gläſer, auch Brod und ſilberne Löffelchen; doch ſchien alles

das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten ſich dieſe Gegenſtände ſcheu auf eine Seite des Tiſches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkiſſen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconſulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf und ſechs Jahren, noch ſehr im Negligé ſaßen. Während die Rechtsconſulentin beſchäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, verſuchte eine ältere Frau, deren Bekanntſchaft wir ſpäter ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demſelben zu knüpfen, was ihr erſt nach einigen Schwierigkeiten gelang, da daſſelbe geſtern Abend beim Ausziehen abgeriſſen war und jetzt wieder zuſammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete ſich die Magd des Hauſes und bearbeitete ſein Geſicht mit einem großen Schwamme; doch mußte ſie dabei viel Kunſt und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr ſchreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Waſſertropfen aus dem Schwamme und vom Geſichte weit umher auf Kaffee, Milch und Brod ſpritzten.

Als der Rechtsconſulent ins Zimmer trat, blieb er wie erſtaunt ſtehen und räuſperte ſich laut. Dann zuckte er die Achſeln und ſagte: „Aber, liebes Kind, wie oft ſoll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht paſſend iſt, die Kleinen auf dem Frühſtückstiſche anzuziehen! Abgeſehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu iſt, finde ich es ſehr unappetitlich, mit Seife und Waſchwaſſer neben Butter und Brod zu verkehren.“

„Du weißt aber auch, daß das ſelten geſchieht,“ entgegnete die Rechtsconſulentin, ohne aufzublicken. „Gott! man

kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden ſoll."

„Das hätte man vorher thun können," meinte der Rechtsconſulent. „Ich bemerkte dir nur, das Eßzimmer ſei kein paſſender Ort zum Anziehen."

„Es geſchieht ja auch nie im Eßzimmer," entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

„Nie?" fragte der Rechtsconſulent mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Nie," erwiderte beſtimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzuſetzte: „Nein, Herr Schwiegerſohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an."

Der Rechtsconſulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu ſich ſelber ſprechend: „Alſo was ich mit meinen Augen ſehe, iſt nicht geſchehen!".

„Und wenn es wirklich einmal geſchehen wäre," fuhr die Schwiegermutter fort, „ſo ſind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede ſein."

„Ja, Mama," ſetzte die Frau hinzu, „wenn man aber ſeine Kinder nicht beſonders lieb hat, ſo findet man natürlicher Weiſe an den Würmern alles unappetitlich."

„Das habe ich aber durchaus nicht geſagt, daß meine Kinder unappetitlich ſeien," erwiderte der Rechtsconſulent mit ſehr finſterem Blicke und indem er die Haarbürſte wie einen Dolch faßte.

„Geſagt nicht, aber gedacht," fuhr die Schwiegermutter fort, während ſie ſich erhob und dem kleinen Mädchen einen ſchmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach ſie ſagte:

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Du armes Kind! wir mögen dich recht ſehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann.“

Wieder blickte der Rechtsconſulent gen Himmel und begann nach Luft zu ſchnappen, wie ein Fiſch auf dem Sande. Darauf erhob er drohend die Haarbürſte und ſchien in Betreff derſelben eine furchtbare Anklage formuliren zu wollen. Doch beſann er ſich eines Beſſeren und ſprach mit ziemlich ſanfter Stimme: „Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürſte nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen.“

„Die Haarbürſte zum Schuhabputzen!“ rief Madame Plager ſcheinbar mit großem Erſtaunen; doch war dieſes Erſtaunen offenbar etwas erkünſtelt. — „Babette, weiß Sie was davon?“

Babette blickte in die Höhe und ſchüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich ſei, eine Haarbürſte zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürſten, wobei ſie ausſah wie ein Bild der Unſchuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achſeln und ſagte halblaut zu ihrer Tochter: „Laß es gut ſein, Emilie. Er hat wieder einmal ſeinen ſchlimmen Tag!“ Worauf Beide auffallend ſeufzend wieder an ihre gemeinſchaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geſchäfte ſie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht ſo gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, ein gewiſſes Paar Beinkleider, ſchöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

„Aber, Fritzchen,“ ſagte ſchmeichelnd die Magd, „das ſind ja dieſelben Höschen, die du ſo gern anhaſt. Siehſt du, mit

Herrentaſchen! Darin kannſt du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben."

„Ich will die anderen Hoſen!" heulte Fritzchen.

„Aber die anderen Höschen ſind noch von geſtern naß und haben auch keine Herrentaſchen," ſchmeichelte Babette. Dann ſetzte ſie leiſer hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: „Wenn du die Höschen anziehſt, ſo ſchenkt dir Mama einen Pfennig. Willſt du?"

„Nein, ich mag nicht!" ſchrie ſehr entſchloſſen der Sprößling des Herrn.

Dieſer hatte ſich nach der glänzend abgeſchlagenen Haarbürſtenattaque finſter und grollend nach Art der Schildkröten, ſo viel als möglich, in ſich ſelbſt zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern ſehr in die Höhe gezogen und ſeine Hände unter die Schöße des Fracks geſteckt, zwiſchen denen aber die Haarbürſte hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abſchreiten des Rechtsconſulenten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers. — Ueberhaupt nicht beſonders roſenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter ſeinen Ingrimm merkwürdig geſteigert, und als in dieſem Augenblicke ſein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: „Ich mag nicht!" ertönen ließ, wandte ſich der Rechtsconſulent ſo heftig auf dem linken Abſatz herum, daß die Frackſchöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürſte, deren Griff er losgelaſſen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in dieſem Augenblicke ſeine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von deſſen kleinen Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend:

„Ei, du magſt nicht, mein Sohn? — Ei, du magſt nicht? Wirklich, du magſt nicht?“

Wir würden in dieſem Augenblicke Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, ſein Geſchrei habe ſich verſtärkt bei dieſer unzarten Behandlung; im Gegentheil, die ſo plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederſchlagend. Fritzchen ſchluchzte nur noch, aber ſo ſtark, daß ihn, wie man zu ſagen pflegt, der Bock ſtieß, und dabei wandte er ſeine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die ſprachlos vor Erſtaunen da ſtand und auf deren Geſicht man deutlich die Entrüſtung darüber las, daß der Vater gewagt, ſein unartiges Söhnchen abzuſtrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches ſich hinter den Tiſch geflüchtet hatte, nahm ſich begreiflicher Weiſe ihres Bruders an und ſchrie, als ob ſie am Spieße ſtecke: „Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!“

Der Papa aber hatte nach geſchehener Züchtigung ſeinen Sprößling auf das Kiſſen niedergeſetzt, und da der Zorn bei ihm gewachſen war, ſo achtete er nicht die drohenden Blicke ſeiner Schwiegermutter, mit welchen dieſe würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben ſo wenig den vorwurfsvollen Ausruf ſeiner Frau: „Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unſchuldige Geſchöpfe ſchon wieder los?“ Er legte die Hände abermals auf den Rücken zuſammen, dieſes Mal ohne Haarbürſte, und ſchritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut ſchmeckt.

Daß ſich Fritzchens ſtilles Weinen unter den Troſtesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul ſtei-

gerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war abſolut nicht zu beruhigen und gab ſich erſt dann zufrieden, als Großmama mit einem majeſtätiſchen Blick auf ihren Schwiegerſohn den Ausſpruch that, „daß die anderen Höschen nicht anzuziehen ſeien, weil — weil — weil —"

„Sie inwendig zerriſſen wären," ſetzte Babette hinzu.

Umſonſt warf der Rechtsconſulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen Drei! und obendrein Ein Mann gegen drei Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter ſeinem Frack auf der Bruſt, ſeufzte tief auf und verſchwand zu ſeiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waſchwaſſer, Schwämme und Kopfkiſſen wurden weggeräumt, die Taſſen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathſchlagt, ob der Herr des Hauſes überhaupt zum Kaffee zu rufen ſei oder nicht, Großmama meinte, das Beſte ſei, ſein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er ſich an den Tiſch ſetzte, ſo wollte ſie Hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

„Daran wird es nicht fehlen," meinte ſeufzend und achſelzuckend die Tochter. Babette ſagte, „ſo ein Herr ſei ihr noch nicht vorgekommen," und das Töchterchen ſetzte hinzu: „Papa brummt immer." Auch wollte ſich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beſchloſſen, der Rechtsconſulent ſei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verſtehen, dieſen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa ſeinen Kaffee nicht ſpäter aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in dieſem Augenblicke von ſelber aus dem Schlafgemach ins Eß-

zimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenster hinaus geschaut, die frische Morgenluft hatte seine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor sich hatte, an welchem er doch zu verschiedenen Malen seine Wohnung betreten mußte, und wo es alsdann hart sei, immer die gleichen trotzigen und verdrießlichen Gesichter zu sehen, hatte ihn versöhnlicher gestimmt, ja, ihn wirklich so weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Gesichte beim Kaffee erscheinen konnte, mit einem Gesichte, das sich sogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern lassen, wenn sich eine passende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber schien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconsulenten abgesehen zu haben, und wenn sie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, so brachte sie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwist aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeschenkt, und während Großmama stolz, unbeugsam, mit dem Gesicht einer Siegerin ihre Nase erhob und um sich schaute, hatte sich die Tochter so weit besänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Diese Frage beruhigte seine aufgeregten Nerven augenscheinlich, und er antwortete nicht nur: „O ja, recht ordentlich," sondern fragte auch seinerseits: „Wie hast du geschlafen?" wobei er sogar hinzusetzte: „mein Kind."

So weit war also Alles in bester Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louise zur Genugthuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht

mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconsulenten Zeichen des Erstaunens und der Geringschätzung mit der Großmutter wechselte, so schien doch das Frühstück ohne besonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geschah es, daß Herr Plager, dessen Kaffee in der Tasse auf die Neige ging, im Reste mit dem Löffel umherrührte, und dieses mehrere Male that, wobei sich auf seinem Gesichte ein forschender und erstaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte sein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fischte er dieses Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Masse war, deren Substanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

„Was hast du denn?" fragte Madame Plager, die mit argwöhnischem Blicke zusah.

„Ich finde da etwas in meinem Kaffee," erwiderte der Rechtsconsulent, „was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen," setzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, „und es sei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen."

„O Gott, er findet wieder etwas!" sagte halblaut die Großmama.

„Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?" entgegnete der Hausherr. „Sieh doch zu, Emilie, was es sein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es ist etwas Zähes; sieh nur."

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene und war schon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuschneiden, als die Schwiegermutter entschie-

den ſprach: „Darüber braucht man, weiß Gott, keinen Lärm zu machen. Es iſt nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee.“

„Von Lärmen iſt keine Rede, Frau Schwiegermutter,“ entgegnete, ſchon etwas gereizt, der Rechtsconſulent. „Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Ich verlaſſe mich auf meine beiden Augen und auf ſonſt nichts,“ verſetzte die würdige alte Dame. „Sei ſo gut, Emilie, und ſieh nach, ob ich nicht Recht habe. — Rahm und Kaffee,“ ſetzte ſie mit dem entſchiedenſten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es ſcheint mir in der That, Mama hat Recht.“

„Dieſesmal hat Mama nicht Recht,“ erwiderte beſtimmt der Rechtsconſulent. „Und um den Beweis zu führen, will ich das Corpus delicti hier in dieſes Waſſerglas tauchen und dann vorlegen.“

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines begütigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: „Laß nur gut ſein; ja, es iſt etwas Ungehöriges, Babette muß ſich künftig in Acht nehmen,“ — ſo hätte der Rechtsconſulent die Sache augenblicklich fallen laſſen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: „Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bischen Weißbrod,“ und hinzuſetzte: „Man iſt ja glückſelig, etwas zum Streiten zu finden,“ fuhr das unbekannte Etwas ins Waſſerglas und zeigte ſich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, deſſen Herkunft wir dem geneigten Leſer alsbald verrathen wollen. Fritz-

chen hatte es nämlich von dem Waſchſchwamm abgeriſſen und zu ſeinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

„Nun, iſt das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?“ fragte triumphirend der Rechtsconſulent.

„Was ſonſt?“ entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem ſie es einen Augenblick betrachtet. „Sieh doch zu, Emilie, es iſt vom Oberſten der Milch mit Kaffee.“

Und dieſes iſt betonte ſie ſo entſchieden und ſah dabei ihre Tochter ſo herausfordernd an, daß dieſe, obgleich mit etwas ſchüchternem Tone beiſtimmte.

„Das iſt mir doch zu viel!“ rief der Rechtsconſulent, wobei er ſich mühſam bezwang; „ich will euch ſagen, was es iſt! — Schwamm iſt es.“

„Aber wie ſoll der Schwamm hier auf den Frühſtücktiſch kommen?“ meinte Madame.

„Das iſt eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaſchen worden?“

„Gewaſchen meine ich nicht, nur angezogen.“

„Nur angezogen, Herr Schwiegerſohn. Wir wiſſen auch, was ſich ſchickt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Babette!“ rief zornig der Rechtsconſulent, „hat Sie den Buben hier auf dem Tiſche gewaſchen?“

„Ich?“ entgegnete die Magd, nachdem ſie einen ſchnellen Blick mit der Großmutter gewechſelt; „angezogen, mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von geſtern habe ich dir angezogen.“

„Ja,“ heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

„Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beſchrei-

bung!" rief nun zornig der Hausherr. „Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee."

„Schwamm im Kaffee!" rief Babette im Tone des größten Erstaunens. „Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!"

„Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!" schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. „Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!"

Mit diesen Worten hielt er der Magd das gewisse Etwas unter die Augen, worauf diese die Großmutter mit einem schnellen Blicke befragte.

„Es ist etwas vom Obersten der Milch mit Kaffee," sagte die Schwiegermutter mit unverwüstlicher Ruhe.

„Ja, das ist es, Herr Doktor," bekräftigte Babette in großer Eile. „Das kommt oft vor; ich habe es häufig schon in meiner eigenen Kaffeetasse gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erst gestern gezeigt?"

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte sie sich an ihren Mann, dessen Augen vor Zorn funkelten und der seine Hände zusammenballte.

„Aber laß es doch gut sein, Christian," sagte sie alsdann, „das sind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird sich um Kleinigkeiten streiten!"

„Um den Streit ist es ihm zu thun," sprach großartig die Schwiegermutter.

„Nein, Madame, um den Streit iſt es mir nicht zu thun!“ rief der Hausherr mit lauter Stimme, „es iſt mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hauſe nicht zum Narrn machen, mir nicht meine geſunden Augen wegdiſputiren zu laſſen. Die Sache an und für ſich iſt freilich eine Kleinigkeit; aber es iſt keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müſſen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetaſſe geſunden, iſt Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!“

Wir können leider hierbei nicht verſchweigen, daß der Rechtsconſulent, auf's Höchſte gereizt, bei dieſen Worten ſo heftig auf den Tiſch ſchlug, daß die Kaffeetaſſen erſchreckt in die Höhe fuhren, daß ein ſilberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er ſelbſt, zornig wie er war, aufſprang, ſeinen Stuhl, wenn auch unabſichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfingen zu heulen und zu ſchreien, und daß die Schwiegermutter mit ſtarker Stimme dazwiſchen rief: „Ich ſage dir, Emilie, in deinem Hauſe iſt es nicht mehr zum Aushalten!“

„O, wenn Sie das endlich einmal einſehen würden!“ ſchrie ihr der Rechtsconſulent zur Antwort entgegen. „Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!“

Wahrſcheinlich würde ſich dieſer Streit noch länger fortgeſponnen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette ſtürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconſulent, mühſam nach Faſſung ringend, verließ ebenfalls das Frühſtückszimmer und trat in den ſogenannten Salon, der ſich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu ſprechen ſei, worauf Ba-

bette hereinkam, um dieſe Frage zu wiederholen. Doch richtete ſie die Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unſchuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und ſetzte im mürriſchen Tone hinzu: „Der Schreiber iſt draußen.“

„Der Schreiber ſoll hereinkommen!“ herrſchte der Rechtsconſulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack ſchob und ſich bemühte, mehr finſter und mürriſch als zornig auszuſehen. Die Thür öffnete ſich langſam, und der geneigte Leſer wird einiger Maßen überraſcht ſein, einen Bekannten eintreten zu ſehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir geſtern Nacht gewandelt; doch hatte er dieſes Kleidungsſtück draußen abgelegt und zeigte ſich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die Thür leiſe hinter ſich ins Schloß, machte ſeinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens ſein Amt mit ſich brachte, von der Poſt geholt.

„Es ſcheint mir nichts beſonders Wichtiges darunter,“ ſagte er, während der Rechtsconſulent die Adreſſen überflog. „Nur Geſchäftsſachen im engſten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates.“

„So iſt es,“ erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. „Legen Sie ſie in der Schreibſtube auf meinen Tiſch, ich komme ſogleich, und werde nachſehen. — Haben Sie ſonſt noch etwas auf dem Herzen?“ fragte er nach einer Pauſe, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit nicht ſogleich ging, ſondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

„Nur eine Kleinigkeit,“ gab der lange Mann zur Antwort.

„Der Herr Doktor ſprachen ſchon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Koſten zu verurſachen, etwas zu leiſten im Stande ſei. Auch wünſchten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzuſtellen, der ſonſt wo gedient.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ verſetzte mürriſch der Rechtsconſulent. „Doch was ſoll das jetzt?“

„Weil ich durch einen Zufall,“ ſprach beſcheiden der Andere weiter, „einen jungen Menſchen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübſche Handſchrift beſitzt, von ordentlichen Eltern iſt und für deſſen Treue und Verſchwiegenheit ich in jeder Hinſicht wie für mich ſelber bürgen zu können glaube.“

Der Rechtsconſulent hatte während des Vortrags ſeines Schreibers ſeinen haſtigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müſſen geſtehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede deſſelben hörte. Seine Aufmerkſamkeit war hauptſächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweiſe das Kaffeegeſpräch mit den ausgedehnteſten Variationen fortſetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Geſichte des Hausherrn, als bemühe er ſich, milder geſtimmt zu werden und als hege er ſogar die Abſicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzuſtellen. Wenn er aber alsdann die Urſache dieſes Streites, die er zwiſchen Daumen und Zeigefinger der linken Hand feſt hielt, zufälliger Weiſe wieder betrachtete, ſo warf er den Kopf in die Höhe, ſein Schritt beſchleunigte ſich, und er ſchnaubte gewaltig durch die Naſe.

„Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorſchlage?“ fragte der Schreiber nach einer Pauſe, offenbar in

der Meinung, ſein Chef ziehe die Sache, ſo heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in dieſem Augenblicke die Schwiegermutter ſehr laut und ſehr vernehmlich geſagt: „Und er mag ſagen, was er will, und ſtreiten, ſo lange er Luſt hat, es iſt doch nichts als eben dieſe Luſt zum Streiten, und was er in ſeiner Taſſe gefunden, war harmloſer Kaffee und etwas Sahne.“

Bei dieſen Worten hielt der Rechtsconſulent mit einem förmlichen Ruck in ſeinem Spaziergang inne, und ſchien ſich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch beſann er ſich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um ſich zu beſänftigen, von der Stirn herab über ſein ganzes Geſicht und trat dann nahe vor ſeinen Schreiber, indem er demſelben mit der linken Hand das Corpus delicti unter die Augen hielt.

„Wollen Sie mir gefälligſt ſagen,“ ſprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, „was ich hier zwiſchen meinen Fingern halte.“

Der lange Mann blickte hin und antwortete: „Das iſt ein Stückchen Schwamm.“

„Nicht wahr — Schwamm?“

„Ja wohl, Herr Doktor, Waſchſchwamm.“

„So iſt es! — Waſchſchwamm.“

Und dies ſagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit Einem Male ſtill geworden und dieſen Augenblick benutzte der Schreiber, um ſeine Frage wegen des anzuſtellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconſulent, offenbar milder geſtimmt durch das Zeugniß ſeines Untergebenen, demſelben zur Antwort gab: „Laſſen Sie Ihren

Empfohlenen gelegentlich in die Schreibſtube kommen, ich will ihn dort anſehen."

Der lange Mann verbeugte ſich tief und verließ geräuſchlos das Zimmer.

Da der Rechtsconſulent einen Unparteiiſchen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieſes Urtheil mit ſo lauter Stimme geſprochen, daß es die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, ſo fühlte er ſich mit Einemmale zur Verſöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzukehren und ſogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückſelige Schwiegermutter in dieſem Augenblicke nicht geſagt: „Daß er ſeinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, iſt wohl möglich; aber wo er dieſen Schwamm hergebracht, mag Gott wiſſen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!"

Als der Rechtsconſulent das hörte, ſtand er erſtarrt, und alle menſchlichen Regungen ſchmolzen aus ſeiner Bruſt hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat feſten Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Abſicht, fürchterliche Muſterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter ſah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Naſe, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, ſollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend ſich in einen tüchtigen Zorn hineinſteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückſeligen Waſchſchwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernſt und Strenge unterbrach.

„Herr Schwiegerſohn," ſagte ſie aufſtehend und indem ſie mit halb zugeſchloſſenen Augen und herabhängender Unterlippe

auf eine eigenthümliche und sehr bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, „Herr Schwiegersohn, es handelt sich jetzt nicht mehr um Waschschwamm oder nicht. Die Sache ist an sich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte sie schmerzlich in die Höhe), wir sind Ihre Heftigkeiten schon so gewohnt, daß es uns einerlei ist, wegen welcher Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen."

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: „Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit."

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen — Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen —"

„In unzählbare," sagte die Schwiegermutter.

„So hättest du doch das nicht thun sollen," fuhr die Frau fort.

„Ja, ums Himmels willen, was denn?" fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

„Er fragt noch!" sagte groß die Schwiegermutter.

„Gewiß, so kann man nicht leben," meinte die Frau,

wobei sie wie gekränkt und getäuscht den Kopf schmerzlich bewegt in die Hand sinken ließ.

Der Rechtsconsulent wußte nichts Besseres zu thun, als ein Bild des höchsten Erstaunens darzustellen, indem er beide Hände ausspreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe schüttelte.

„Was in der Familie geschieht, Herr Schwiegersohn," fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pause fort, „das bleibt in der Familie und ist, wenn es auch unsere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch so gut wie nicht geschehen. Aber was soll man von einem Manne denken, der fremde Personen, seine Untergebenen, zwischen sich und die Familie stellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich selbst begangen, der sich selbst und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, so lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! — Pfui, Herr Schwiegersohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beschreibung."

Die letzten Sätze hatte sie schneller und mit gesteigerter Stimme gesprochen und auf diese Art ihrem Schwiegersohn kaum ihre Meinung so zu sagen an den Kopf geworfen, als sie sich umwandte und ins Nebenzimmer rauschte und, so siegreich abziehend, dem Missethäter und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Gespräches aufgriff und, ehe der Rechtsconsulent zum Worte kommen konnte, hervorschluchzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir ist es nicht genug, daß es Nachbarn und

Dienſtboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelſt, nein! du ſorgſt auch in deiner unverſtändigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!“

Damit fing ſie an zu weinen und ſtürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf dieſen Moment gewartet zu haben ſchienen, um ein allgemeines Geheul anzuſtimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwiſchenpauſen durch entrüſtetes Räuſpern und ſehr bezeichnenden Huſten accompagnirt wurde.

Dieſes war einer von den ſchrecklichen, ſchon öfter dageweſenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconſulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu ſchlecht für dieſe Welt ſei und ſich nach einem Ausweg aus derſelben umzuſehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe ſpringen, ſich verſchiedene Male im Kreiſe herumdrehen und mit dem Kopfe irgend eine beliebige Thür einrennen ſolle. — Doch entſchied er ſich nach einiger Ueberlegung für keinen dieſer Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine ſtille, aber innige Wuth in ſeinen Blicken auf; er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſpazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieſes Mittel wirkte beruhigend, und als er ſich noch zu größerer Beſänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelaſſen ſeinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über ſich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüſteten Dienſtmädchens, der Babette, anſichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür ſeiner Schwiegermutter ein wenig offen ſtand, mit zarter Beziehung die ſanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Fassung errungen, um ohne Aufsehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und so auf seinem Bureau zu erscheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. — Doch wehe in solchen Augenblicken irgend einem juridischen Gegner! Da saß er hinter den trüb angelaufenen Fenstern seiner Schreibstube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, aus vergilbten Aktenbündeln — Gift und Galle zusammentragend.

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieſes Mal nicht erlaubt iſt, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher dieſe vollkommen wahrhaftige Geſchichte ſpielt; es thut uns das in der That ſehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Iſt doch der Leſer z. B. des franzöſiſchen Autors viel mehr zu Hauſe und fühlt ſich viel beſſer in die Situation hinein, ſobald unſer glücklicher College anfängt: „Wenn man ſich am Ende des Boulevard des Capucins rechts um die Madelaine herum wendet, ſo kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armſeligen Häuſern ſo auffallend abſtechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir ſo eben verlaſſen," u. ſ. w. u. ſ. w. Ja, daß wir nicht im Stande ſind, den Schauplatz dieſer Geſchichte ebenſo genau zu bezeichnen, iſt ein Unglück. Es klingt ſo angenehm und ſchön, von einer exiſtirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vor-

handenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls sichtbaren Nummer zu sprechen. Leider aber schieben unsere kleinlichen Verhältnisse für uns arme deutsche Schriftsteller in dieser Richtung zu große Riegel vor; denn selbst unsere großen Städte sind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und sicher bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen — wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt — so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden, und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befleißigt haben, so ist uns doch schon sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen und wäre jeder Controle,

allen Nachweisungen, sowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber sind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leser wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben stehen, vor sich schwere Zugbrücken mit eisernen Ketten, daß vielmehr diese Zeichen einer früheren finsteren und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten sind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen stehen, zum Schein die Straße sperrend, obgleich rechts und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug ist, um hinaus zu gehen. In so weit behaupten übrigens die alten Thürme noch ihr früheres Recht, indem sie trotzig mit gespreizten Beinen auf den gangbarsten Straßen stehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieser Straßen zieht sich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem sie entspringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreisend, als könne sie sich nicht vom Anblick derselben trennen, und beschreibt so einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe sie sich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon ab und ins freie Land hinaus wendet. An diesem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, frischere Luft zu schöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu sein, gar hübsche Wohnungen erbaut, die, in oft sehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäusern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern gestatten, in der kürzesten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu sein. Diese Landhäuser, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum,

ſowie von geringem oder großem Geſchmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen ſie anſpruchslos hinter kleinen Gärtchen und ſind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und ſich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Roſen ihn umſchlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen ſieht man vornehme, ernſte und ſtille Gebäude, die ſich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und dieſe mit Mauern und weitem Gitterthor von ſich abſchließen, während ſie aus ziemlicher Entfernung, halb verſteckt zwiſchen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen geringſchätzig zuſchauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortſpaziert ſind, ſo kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet iſt und uns nicht nur einen Blick, ſondern auch im Gefühl unſerer unſichtbaren Eigenſchaften den Eintritt in den dahinter liegenden Garten geſtattet. Dieſer Garten iſt ſehr groß und ſcheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße iſt das Terrain den materiellen Gewächſen gewidmet, und trotz dem herbſtlichen Anſtrich, den das Ganze hat, ſieht man jetzt noch, wo ſich Gemüſefelder und dergleichen befanden. An dieſe ſtoßen weiter nach dem Hauſe zu immergrüne Tuja-Hecken, hinter welchen die ordinäre Proſa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poeſie der Gartenwirthſchaft anfängt. Freilich ſind die hohen Stämme großer Roſenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch ſieht man deutlich, welche hervorragende Stellung ſie im Sommer einnehmen und wie ſie den Zweck haben, die Ausſicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter dieſen Roſen kommen in

großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verschiedensten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie sich von selbst versteht, mit Rasenplätzen untermischt, welche von zierlich arrangirten Gebüschgruppen bedeckt sind, die, vom niedersten Gesträuch anfangend, sich bis zu einer kolossalen Linde, Kastanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenso abfallend an einen Rasenplatz zu stoßen oder an neue Blumengruppen, und so immerfort — man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieser Parkanlage hat dafür gesorgt, daß man von der Einfriedigung derselben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Nase darauf stößt.

Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beschaulich fort, so sehen wir alle diese verschiedenen Blumengruppen und Gebüschpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terrassen, hellen Fenstern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze riesenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwischen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieser Seite befindet sich ein großer Rasenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen, vor welchem sich der Weg in zwei Arme theilt, die sich hinter demselben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieser Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuser, welche mit dem Wohnhause durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung stehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park sieht, zeugt von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabge-

fallenen herbstlichen Blätter sind sorgfältig aus den Wegen hinweg und in die Gebüschgruppen hinein gekehrt, wo sie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derselben Erde werden, aus welcher sie emporgesproßt. Die jetzt leeren Partieen, wo man im Sommer Blumen in tausendfarbiger Pracht sieht, sind theils zum Winterschlafe vorbereitet, theils schon wieder sauber geebnet und mit schützendem Stroh bedeckt, so anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung schlummern und nur auf den ersten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu sein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüsegarten sind ganze Partien zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während sich unsere heimatlichen Bäume und Gesträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeste nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben sich Rhododendron und Azaleen unter schützende Strohdecken zurückgezogen und befinden sich einzeln stehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Rasenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant gesatteltes Pferd von hochbeiniger englischer Abkunft, das von einem sehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und wenn der kleine Reitknecht, die Hände, in denen sich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langsam vorwärts schreitet, so muß sich der Kopf des großen Thieres ziemlich weit herabbeugen, um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze seines Führers zu stoßen. Dabei sieht das Thier mit seinen hellen freundlichen Augen lustig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein schon ziemlich altes Gesicht hat, außerordentlich

verdrießlich um ſich blickt. Beide haben Brunnen und Raſenplatz nun ein paar Mal umſchritten, und wenn der Jockey bei dieſem Spaziergange gegen das Haus hinſchreitet, ſo verſäumt er nicht, zu den Fenſtern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo ſich aber immer nichts ſehen läßt, was er einer fortgeſetzten Aufmerkſamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenſo gleichförmig wieder um, wobei er höchſtens einen Zungenſchlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: „Vorwärts, Lord, vorwärts!“

Jetzt ſind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuſer gekommen, deren Fenſter der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet ſind, und wo man einen Gärtner ſieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beſchäftigt iſt, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erſtere hierbei ein ziemlich pfiffiges Geſicht macht, ſo ſieht ſich der kleine Reitknecht veranlaßt, ſtehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenſo macht, und nun der Gärtner ſeinerſeits, da er durch ſeine Mienen die Bewegung dieſer wichtigen Geſchöpfe geſtört, es auch für ſeine Schuldigkeit hält, irgend eine geiſtreiche Bemerkung von ſich zu geben.

„Nun, Friedrich,“ ſagte er, „du haſt doch wahrhaftig ein Leben wie Gott in Frankreich. Das wechſelt ab mit Spazierengehen und Reiten; du biſt ein Glückskind. Wenn du noch lange lebſt und recht groß wirſt, da kannſt du es zu was bringen.“

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor ſich auf den Kies geſpuckt, entgegnete er: „Ich möchte wiſſen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen

Tag zu schlechten Späßen aufgelegt seid, so daß nie ein ernstes Wort aus Euch herauskommt."

„O, das ist sehr einfach," lachte der Gärtner, „das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne."

„Und wer erzürnt sich über jede Kleinigkeit?"

„Na, du, Friedrich, das wirst du wohl nicht läugnen wollen. Bist sonst so ein verständiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menschen in dieser schlimmen Welt nach seinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht."

„Schon recht, schon recht," entgegnete der Reitknecht; „aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien satt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenso, daß ich leider nicht viel mehr wachsen werde. Aber das mit tausend Spöttereien auf jedem Stück Brod essen zu müssen, das ist hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod streicht, desto härter ist es. Ich begreife das wohl, aber du bist ein verfluchter Kerl, und ich sage dir, du kommst doch noch zu deinem Ziel."

„Was für ein Ziel?" fragte halb mürrisch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, so wußte er doch durch einen geschickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieses eine Bewegung machen zu lassen, welche ihn, wie ganz unabsichtlich, den Gewächshäusern um ein paar Schritte näher brachte.

„Ich sage dir," fuhr lachend der Gärtner fort, „du bist ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht

wahr, achtzehn biſt du vorüber? Nun, ſiehſt du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt iſt, ſo nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärſt du noch ein Kind."

Bei dieſen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düſteren Züge des kleinen Reitknechts; doch ſagte er gleich darauf wieder ſo finſter wie zuvor: „Und wenn ſie ſchlecht gelaunt iſt, dann ſtehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für ſie auf der Welt."

„Du verlangſt auch zu viel," fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von ſich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; „wenn man ſchlecht gelaunt iſt, wer von uns hat da nicht ſeine üblen Stunden? Aber ich ſage dir, Friedrich, du kommſt zu was, wenn du's nur pfiffig anſtellſt. Daß ich dein Freund bin, daran wirſt du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewieſen. Wie manche hübſche Roſe und frühe Veilchen haſt du mir abgeſchwatzt! Ich ſage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß Mamſell Nanette oftmals ſo ſchöne Bouquets bekommt, wie ſie, na, da können wir uns auf ein böſes Wetter gefaßt machen."

Bei dieſen Worten hatte ſich der Jockey, wenn auch langſam, doch ſo weit dem Gewächshauſe genähert, daß er ſich jetzt an das Fenſter lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, ſtreckte ſeinen Kopf zwiſchen die Pflanzen und ſchnüffelte behaglich bei dem friſchen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an ſeinem zweiten Bouquet; eines, aus den verſchiedenſten bunten Blumen beſtehend, lag fertig neben ihm. Dies war ſcheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beſchäftigt war; doch ſchien er das zweite mit beſon-

derer Aufmerksamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meisterwerk; sehr breit, sehr flach, bestand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte sich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, so frisch und dabei von so wunderbarem Bau, daß man jetzt schon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie sie sich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

„Ueberhaupt hast du," fuhr der Gärtner nach einer Pause fort, „den wichtigsten Dienst. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du wie ein Kind aussiehst, so will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern, indem ich sage, daß das in deinem Geschäft ein ungeheurer Vortheil ist. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin schickt mit einem Brief, einem Bouquet, so wird er natürlich vor die Thür gesetzt, während man liest oder empfängt, du aber darfst im Zimmer stehen bleiben; du bist ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerksamer Spitzbube bist, so nimmst du nicht nur das Guldenstück, das man dir in die Hand drückt, sondern merkst dir auch jedes Wort, das gesprochen wird, weißt es zu Hause dem Herrn zu rapportiren und bleibst immer der Hahn im Korb."

Von dem Gesichte des Jockey's war in diesem Augenblicke aller Mißmuth verschwunden, und er lächelte still in sich hinein. Der Gärtner hatte sein Bouquet beendigt, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fensterbrett stützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht fest in die

Augen blickte: „Friedrich, Friedrich, du biſt vollgeſchrieben wie ein Buch, aber dabei ein verſchloſſener Kerl, der ſeinen Freunden auch nicht das Geringſte ſagt; aber wir ſind doch nicht ſo dumm, wie wir ausſehen, und wenn es auch heißt: all die ſchönen Bouquets wandern in das alte Raubſchloß zur Schweſter der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, ſo wiſſen wir das doch beſſer. Pfui, Friedrich, wer wird ſo hinter dem Berg halten!"

„Das iſt die lautere Wahrheit," entgegnete der Groom, indem er ſeine kleinen Arme über einander ſchlug. „Das kommt alles ins Haus da drüben."

„Alle dieſe Bouquets, Woche für Woche?"

„Alle."

„So, ſo! ei, ei!" ſagte pfiffig lächelnd der Gärtner. „Und wenn dem ſo iſt, ſo erhält das junge Fräulein ein ſchönes großes Bouquet hier, und die Veilchen ſind für die gnädige Frau?"

„Das iſt nun gerade umgekehrt, lieber Andreas," erwiderte der Reitknecht mit einem ſehr wichtigen Lächeln. „Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets."

„Aha, die kleineren," meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. „So, die kleineren, die immer aus den ſeltenſten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, ſo!"

„Ja, und das Fräulein iſt auch ſehr dankbar dafür, denn ſie behandelt mich ſogar mit einer Artigkeit, woran ſich manche ſehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte."

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von ſich.

„Wie oft kommt ſie zu mir herunter," fuhr er darauf fort, „wenn ich bei den Pferden ſtehe, und lobt den Lord, ſowie auch ſogar meinen kleinen Schimmel mit ſehr vernünfti-

gen und klugen Worten! Sie pätſchelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde laſſen ſich das gern gefallen."

„Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, ſich das gefallen zu laſſen," meinte lachend der Gärtner. „Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine ſämmtlichen Wahrnehmungen beſtehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht haſt, aus dem ein pfiffiger Groom gemacht ſein ſoll."

„Wahrnehmungen," erwiderte einigermaßen verletzt der Andere, „wichtige Wahrnehmungen, wenn man ſie wirklich macht, die wirft man nicht nur ſo von ſich und ſpricht darüber zwiſchen Thür und Angel in der freien Luft."

Bei dieſen Worten warf er einen Blick rings um ſich her, beſonders nach dem Hauſe zu; doch ließ ſich dort nach wie vor nichts ſehen.

Der Gärtner hatte unterdeſſen ſeine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete ſie aufmerkſam mit großer Liebe und ſchien das Geſpräch von vorhin gar nicht mehr anknüpfen zu wollen, ſondern ſagte nur, indem er ſich langſam, wie zum Weggehen, herumwandte: „Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältſt, ſo haſt du eigentlich Recht; ſelbſt eſſen macht fett, und du biſt ſo ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfſt." Dabei ſpitzte er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

„Seht Ihr, Andreas," entgegnete faſt mißmuthig der kleine Reitknecht, „ſo ſeid Ihr faſt immer. Wenn man einmal im Begriff ſteht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?"

„Lieber Freund, ich will dich auch gar nicht aufmuntern," verſetzte der Gärtner. „Du lieber Himmel — Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, ſo thut ein Jeder das Seine. Das iſt mein Wahlſpruch und damit halt' ich's."

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenſtehende Fenſter dem kleinen Groom vor der Naſe zuziehen.

„Ihr könnt wirklich unausſtehlich ſein, Andreas," ſagte Jener, „und habt namentlich die ſcheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu laſſen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder ſo."

„Wenn ich dir dienen kann," ſprach mit einer affektirten Gleichgültigkeit der Gärtner, „ſo laß hören. Du biſt ein ungeheurer Kindskopf — wirſt was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber," unterbrach er ſich, „will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigſtens fix und fertig ſind, wenn der Herr Baron kommt."

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor ſich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte ſich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langſam zurück; denn das große Thier mit ſeinem langen Halſe hatte, dem Blätterduft folgend, ſeinen Kopf in das Glashaus geſteckt und bewegte die Lippen vor irgend einem ſeltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen.

Andreas kam zurück, in ſeiner Hand zwei ſchwarzlederne

Futterale, die ungefähr so aussahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte sich wieder genähert, setzte sich auf die Fensterbank und bemühte sich, das Folgende recht leise zu sprechen. „Das war vorgestern," sagte er, „ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauses hinter dem großen Bretterverschlag auf und ab."

„Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterverschläge," bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.

„Da kam unser gnädiger Herr mit seiner Frau Schwägerin herab, und sie sprachen eifrig zusammen. — Er wird es nicht gern zugeben, sagte sie."

„Wen meinte sie mit dem Er?" fragte Andreas.

„Nun, ihren Mann, den alten Baron."

„Aha!"

„Also: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte sie mehrere Male. Sie habe schon versucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er sehe keinen Grund dazu. Eugenie sei ganz gut in seinem Hause, und er halte es nicht für passend, sie in das ihrer Schwester zu thun. — Versteht Ihr, Andreas?"

„Ich fange an," erwiderte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

„So, Ihr versteht!" rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erstaunens; „ich versichere Euch, ich hab' es nicht verstanden. Aber es schien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu setzen, und da ein Dienst des andern werth ist, so könnt Ihr mich auch ein bischen klar sehen lassen."

„Natürlich," sagte der Gärtner kopfnickend; „und du

wirſt einſehen, Friedrich, wie gut es iſt, wenn man hier und da vertrauliche Mittheilungen macht. — Nun alſo, du kennſt ja drüben das traurige Hausweſen, Armuth und Edelſinn, wie man zu ſagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel ſchreit. Daß es für die Herrſchaft in dem alten Raubſchloß ſchon traurig genug iſt, ſich ſo durchſchlagen zu müſſen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges ſchönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie iſt, einen ſolchen Zuſtand unerträglich finden muß, das kannſt du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen ſie nicht Theil nehmen kann, ſie ſieht andere junge Damen, mit denen ſie aufgewachſen, vornehm und reich gekleidet, und muß ſich behelfen, ſo gut es immer geht. Und dann iſt auch noch Anderes in dem Hauſe da, was das arme Fräulein, wenn ſie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich ſage dir, ſie kommt dahinter; denn was ſo ein junges Mädchen nicht ſieht, das fühlt ſie; du kannſt mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: — das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn im Nebenzimmer etwas Unrechtes geſchieht. — Verſtanden, wenn ſie einmal aufmerkſam geworden und in ein gewiſſes Alter kommt."

„Ja, ja," meinte der Groom, indem er ſich ſo lang als möglich ſtreckte und eine wichtige Miene anzunehmen verſuchte; „ja, in dem Haus mag Manches paſſirt ſein."

„Und paſſiren," ergänzte Andreas. „Ich ſage dir, der Kammerdiener, den ſie hat — eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem — das iſt ein ganz verfluchter Kerl."

„Den hätte ich schon lange spazieren geschickt, wenn ich der alte Baron wäre," meinte der Groom mit majestätischem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um seinem Gesichte ein Ansehen zu geben.

„O, lieber Freund," fuhr der Gärtner fort, „um spazieren zu schicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und sich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müssen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannst du versichert sein," sprach er mit leiser Stimme, „daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind spazieren schicken ließe, als den Herrn François."

„Aha, jetzt begreife ich auch," meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillschweigen, „warum unser gnädiger Herr mit dem Monsieur François oft so eigenthümlich verfährt. Ich sage Euch, er ist hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener."

„Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Gespräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären — wohlverstanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältst, — so wisse denn, daß unsere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein Eugenie gern hieher nehmen möchten, um sie standesgemäß erscheinen zu lassen und es vielleicht so möglich zu machen, daß sie später einmal sich gut verheirathet."

„Ah!" machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzuflammen schien. „Welche von beiden Schwestern ist denn älter?" fragte er nach einer Pause, „unsere gnädige Frau oder die da drüben?"

„Unſere gnädige Frau iſt älter," verſetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

„Und Beide waren ſehr reich?" fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von ſich, wobei er die Augen aufriß, und dann ſagte er: „Unmenſchlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unſrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenſtern, Thüren und zum Schornſtein hinausflog."

„Es iſt das doch eine verkehrte Welt," philoſophirte der Groom nach einer Pauſe. „Unſer gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger iſt, heirathet die ältere Schweſter, und der alte Baron drüben die jüngere."

„Dem iſt es auch ſchlecht genug bekommen," erwiderte der Gärtner, ſetzte aber gleich darauf in ganz anderem Tone hinzu: „Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets ſchon auf deinen Klepper aufſchnallen!"

Der kleine Reitknecht rutſchte auf dieſe Weiſung, ohne ſich umzuſehen, von der Fenſterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas feſter und begab ſich eilig nach dem Hauſe zurück. Dort hatte ſich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, ſchön gewachſener Mann, breitſchultrig, etwas ſtark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an ſeinen Handſchuhen, wobei er eine ſchwere engliſche Reitpeitſche mit ſilbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas ſtarkes Geſicht, krauſes blondes Haar, einen eben ſolchen Bart, der aber künſtlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dreſſirt war. In der geöffneten Thür ſtand eine Dame

in ſchwarz ſeidenem Kleide, feſt in einen großen Shawl gewickelt; ſie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte ſie der Herr ſanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme ſagte: „Bleibe zurück, mein Schatz, es iſt in der That ein bischen kühl, ich ſpürte einen ſcharfen Wind.“ Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über ſein Geſicht ſtreichen, ſo daß ihm das blonde Haar emporgelüpft wurde.

„Bleibſt du lange aus, George?“ fragte die Dame, worauf er entgegnete: „Ich kann das ſo ganz genau nicht beſtimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erſcheinen, anderswo zu diniren, ſo laſſe ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, ſagen. Adieu, mein liebes Kind.“ Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte ſo ruhig und gleichgültig vor ſich hin, als ſei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdeſſen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erſchienen und hatte das Pferd kunſtgerecht hingeſtellt, ſo daß ſein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte ſich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar ſo kräftig, daß ſich ſeine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord ſtand wie eine Mauer, und der große blonde Herr ſchwang ſich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendoſe hervorzog, eine Cigarre nahm, dieſelbe mit einem Zünder langſam und bedächtig in Brand ſetzte, und dann im Schritt um den Raſenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Digitized by Google

Der kleine Groom war mittlerweile mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit zwiſchen den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorſchein kam, ſaß er hoch auf ſeinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranſchreitenden Lord, immer aber noch ein Rieſenpferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch ſaß er nicht ſchlecht auf ſeinem Sattel und ſah in der That nicht ſo übel aus in den engen Reithoſen, den Stiefeln mit gelben Kappen und dem elegant gemachten dunkeln Livree-Rock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zuſammengefalteten grauen Plaid feſtzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanteriſt ſeine Patrontaſche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo ſich ſonſt die Piſtolenholſtern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr geſetzt, und da ſich Lord mit dem Herrn ſchon am Gitterthor befand, als der Groom den Raſenplatz umkreiste, ſo hielt letzterer es aus dieſem Grunde für nöthig, ſeinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu verſetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, ſich ſo als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur ſo viel wollen wir verrathen, daß in dieſem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenſter erſchien, um — friſche Luft zu ſchöpfen.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Eugenie.

Der große blonde Mann, dem das ſchöne Landhaus und der hübſche Garten gehört, welch letzteren er ſo eben auf ſeinem hohen Engländer verlaſſen, war der Baron George von Breda. Einſt als Rittmeiſter bei den königlichen Küraſſieren der „wilde George" genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgegohren und war, um uns ſo auszudrücken, zu einem klaren und verſtändigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne ſprudelnde Eigenſchaften. Es ließ ſich angenehm mit ihm umgehen, ſeine Freunde konnten ſich auf ihn verlaſſen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erſt einmal in Bewegung geſetzt war. Früher außerordentlich ſchlank, faſt dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er ſich jetzt befand, ſtärker geworden und hatte mit dieſem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erſt überwunden ſein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber

einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Kürassier und machte auf die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, einen so unwiderstehlichen Choc, daß er meistens für sich oder seinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein schöner und ausgezeichneter Offizier, seine jetzige Frau, die, wir können das nicht verschweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen besaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch fast täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erschien diese Heirath vollkommen passend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntschaften selbst in seiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend gewesen; man konnte ihm keine Liebschaften nachsagen, und wenn er in Gesellschaften und auf Bällen war, so sah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen seiner Bekanntschaft, denn gegen diese benahm er sich in der That aufopfernd. Er konnte sich Stunden lang mit Geheimräthinnen oder verwittweten Baronessen aufs Angelegentlichste unterhalten; ja, wenn er tanzte, so geschah das meistens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflein auf eine trügerische Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und sitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, seiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte sie aufmerksam, achtungsvoll, hatte sich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen gewußt, daß er unumschränkter Herr seiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieser Herrschaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausschweifend, noch ver-

ſchwenderiſch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter ſei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm ſeine Frau zugebracht, trotzdem, daß ſie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, ſo muſterhaft, daß er jährlich bedeutende Erſparniſſe zurücklegen konnte. Wie ſchon früher bemerkt, war er ſeiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten dieſen und jenen der jungen Herren ſagen hören: „Mein Rath iſt, du gehſt zu George und trägſt ihm die Sache vor. Findet er nichts Faules daran und verſpricht er dir ſeine Hülfe, ſo haſt du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George ſeine Schraube anſetzt, dann kommt er durch; darauf kannſt du dich verlaſſen.“

Daß ein ſo eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter ſeine Schattenſeiten haben mußte, verſtand ſich von ſelbſt. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menſchen, der die Welt nur ſo von oben herunter betrachtet; und daran war ſein ſchroffes Aeußere, ſeine aufrechte militäriſche Haltung mit ſtolz erhobenem Kopfe und ſehr hoch getragener Naſe ſchuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er ſich nicht zu befleißigen; es war ihm läſtig und unbequem, neue Bekanntſchaften zu machen, und er hielt ſich dieſe häufig durch ein ſteifes, faſt unangenehmes Weſen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachläßig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den ſchon früher erwähnten Landhäuſern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo ſich aber die

Chauſſee von der Stadt entfernte, hörten auch dieſe zerſtreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derſelben hinter ſich gelaſſen, ſetzte er ſein Pferd in Trab und folgte auf dieſe Art der ſich rechts wendenden, ſanft anſteigenden Landſtraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunſt unzähliger Schornſteine, ſowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verſchwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort ſah er auch ſein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich ſchien ihm dieſes Betrachten der Stadt Nebenſache zu ſein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei ſeinen Ritten eine kleine Weile anzuhalten; auch dieſes Mal dauerte dieſer Aufenthalt höchſtens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raſchem Trabe ſeine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit ſo dichtem und hohem Buſchwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in dieſem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der anderen Seite abermals eine Anhöhe erſtieg, um darauf zu verſchwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrlosten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dies eine Straße, einſt breit angelegt, auch mit Waſſergräben verſehen, welch letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verſchwunden waren, ſondern auch anderntheils ſich durch angeſammelten Regen ein neues Bett in der Straße ſelbſt geſucht und dieſe allmälig dadurch

verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten sich in den nach und nach eingeweichten Grund dieses Weges eingesenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich diesem mit grünem Moose überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die lustig aus ihnen emporwuchsen, um nach bestem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was diese Straße eigenthümlich, fast traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden Zweigen hochstämmiger Bäume angelegt, die jetzt so gar ruinenhaft und wehmüthig aussahen; denn die steinernen Bänke dieser Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgestürzt.

Der Baron folgte diesem Waldwege eine kleine halbe Stunde so schnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieser verwahrlosten Straße bildete. Vor demselben befand sich eine gewölbte steinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, dessen Wände aber auch mit der Zeit eingestürzt waren und nur noch ein schmales Bett voll sumpfigen, stehenden grünen Wassers zeigten, in dem sich die überhängenden grünen Zweige kaum abspiegelten. Das Thor bestand aus zwei großen, massiven Steinpfeilern, die vielleicht einst mit einem Gitter verschlossen gewesen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu sehen war. Auch hatten diese Steinpfeiler in besseren Tagen das Wappen des Hauses getragen, und noch jetzt sah man auf dem rechten Pfeiler einen schildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es so stille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; Moos, Gras und Schlingpflanzen von hüben und drüben hatten sich freundlich die Hände gereicht und sich nachbarlich vereinigt. Als der Baron so dahin trabte, hörte man die Hufschläge von Lord nicht auf den Boden schallen, sondern es klang so dumpf und hohl, als führte der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, sah man uralte, hochstämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß sie einst nach einem bestimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber sah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denselben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das heisere Gekreisch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin strich.

Bald änderte sich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man sah vor sich einen breiten Rasenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einst den großen Fahrweg zum Schlosse, das man am Ende dieser Allee liegen sah, begrenzt hatten. Von dieser ganzen Fahrstraße war jetzt nichts mehr übrig als ein schmaler Fußweg; rechts und links zwischen den hohen Bäumen erblickte man abermals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menschen und Thiere darstellend; aber sie, die

einſt dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verſtümmelung aus dem wuchernden Graſe ſo befremdet und ſonderbar hervor, daß ſie jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte ſo gar nicht mehr hieher, dieſe reſpektable feine Geſellſchaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verſtümmelten Füßen. Am beſten hatten ſich die Thiere erhalten; da waren von wilden Beſtien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und dieſe letzteren, die der Künſtler ruhend dargeſtellt, hatten ſich noch am dauerhafteſten erwieſen.

Der Baron, der dieſen Anblick ſchon unzählige Mal gehabt hatte, konnte ſich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu ſchauen, indem er ſein Pferd langſamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken beſtehend, von denen das erſte auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinaus ragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schloſſes beſchleichen mochten, ſind wir nicht im Stande anzugeben und können nur ſo viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er ſeinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf ſtützte und träumeriſch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erſcholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber ſchrak er aus ſeinen Phantaſien empor, da er hörte, wie ſich das Pferd Friedrichs gegen alle ſonſtige Gewohnheit im Galopp näherte. Er ſchaute um ſich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu

veranlaſſen, ſein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam in kurzem Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch ſaß eine Dame quer im Sattel, die mit luſtigem Zungenſchlage den Schimmel zu ſchnellerem Laufe anfeuerte.

„Da kann man ſehen," rief ſie ſchon von Weitem, „daß Onkel George nie an uns denkt. Biſt du doch am Eingange der Allee ſo nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das iſt nicht ſchön. Aber du ſiehſt meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich ſo ſchnell nachgeeilt, wie ich konnte."

„Ja, ja, das ſeh' ich freilich, du Wildfang," entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Geſichte. „Ich glaube faſt, du biſt auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und haſt ihn aus dem Sattel geworfen."

„Nein, nein, er räumte ihn gutwillig, als er ſah, wie ſehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen. — Sonſt vielleicht" —, ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „aber es iſt dem Kleinen kein Leides geſchehen. Dort kommt er."

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung ſo eilig herantraben ſah, als es ſeine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdeſſen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre feine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm ſchmeichelnd in die Augen und ſagte: „Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?"

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt ſein. Sie war von ſchlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte

Kopf mit dem jugendlich frischen Gesichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenso ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den frischen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn sie lachte. Und sie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem sie versicherte, wie außerordentlich sie sich freue, daß Onkel George heute doch noch gekommen sei; dann, indem sie mit einer Haselnuß-Gerte, die sie in der Hand trug, eine komische Verbeugung nach irgend einer kopflosen Göttin machte; nun, während sie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem sie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Frosch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schlosse an. Dasselbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflasterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Rasenplatz, untermischt mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer schloß ihn auf dieser Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obeliskenform eine Eingangspforte. Hinter derselben stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der sich um die Ankommenden nicht viel zu bekümmern schien, wenigstens schaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, sondern betrachtete aufmerksam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beschaute denselben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von sich gab, schien ihn zu erfreuen, und erst als er diesen mehrere Male gehört, ließ er die Hand sinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

„Siehst du, Onkel George," sagte das junge Mädchen, „Papa hat so eben wieder ein ganz bedeutendes Geschirr gefunden. Er wird dir gleich sagen, woher es stammt. Drüben haben sie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und schon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen."

Der Baron schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und dicht bei dem alten Herrn angekommen, schwang er sich aus dem Sattel, worauf er seiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewandt auf den Boden sprang. Der alte Herr hielt seine beiden Hände und also auch das Geschirr, welches ihn beschäftigte, auf den Rücken und bewillkommte seinen Besuch mit einem freundlichen Kopfnicken. Es war, wie schon bemerkt, ein kleiner und dabei sehr magerer Mann, ziemlich nachläßig angezogen; seine einst schwarz gewesene Kleidung sah etwas rostig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei sagen, daß der alte Herr in seiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker gewesen, der in diesem Fache reiche Sammlungen besessen, so mag vielleicht diese Leidenschaft daran schuld gewesen sein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, besonders das fahle Gesicht, einen Grünspanschimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaisers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten silbernen Schaustücke frappant ähnlich sah.

„Einen Fund gemacht, Schwager?" fragte der Baron. „Das müssen Sie mir zeigen." Dabei sah er sich aber nach seinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In diesem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit sehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, so sah man doch an seinem Anzuge in dieser

Morgenstunde, dem schwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, sowie an seinem ganzen Wesen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Classe gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachläßig sein sollenden Gang und seine Haltung zu verdecken suchte, trat es nur um so schärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht so bald erblickt, als er ihm zurief: „He, François, Sie sehen vielleicht, daß Niemand da ist, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?"

Diese außerordentlich höflichen Worte waren aber in so befehlendem Tone gesprochen, daß sie Monsieur François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: „Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden schicken."

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, selbst zu kommen," sprach nun der Baron mit lauter Stimme, „so würden Sie sich jedenfalls eine Unannehmlichkeit ersparen. Ich ersuche Sie darum."

„Er wird nicht kommen," sagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und sie preßte die zuckenden Lippen zusammen, so daß es fast erschreckend anzusehen war, wie sich ihr gutes liebes und freundliches Gesicht in diesem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein so tiefer Haß, eine solche Entschlossenheit aus demselben hervor, daß man hätte glauben können, im nächsten Momente geschähe etwas ganz Außerordentliches.

„Machen wir keine Umstände," sprach begütigend der alte Herr, „übergeben Sie mir die Pferde und spazieren Sie mit Eugenien voraus."

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu fassen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzusehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach dem sogenannten Kammerdiener, der sich durch diesen Blick und die entschlossene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigstens wandte er sich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beschleunigte er aber seine Schritte, denn unter der Thür des Schlosses erschien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: „Schnell, François, warum beeilen Sie sich nicht?"

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er sah, daß François sich den Pferden nähern wollte, stürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieselben los und riß dem Andern so zu sagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Vestibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortsetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einst gemalt und mit Wappenschildern versehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das schadhafte Dach und die schlechten Fenster gesucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fensterläden geschlossen waren,

ſo hatte dieſes weite Vorhaus ein ungemein trübſeliges, ja, troſtloſes Ausſehen.

Die Dame, welche an der Thür erſchienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichſte, und da er ihr ſeinen Arm anbot, ſo trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um ſeinen Hals und ſtieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben ſah es in ſo weit ſchon wohnlicher aus, als man hier noch keine ſo offenbaren Spuren der Zerſtörung durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachläßigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, ſo wie an den Thüren und Fenſtern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfaſſung paſſen wollten. Je mehr man ſich aber dem Zimmer der Frau vom Hauſe näherte, um ſo mehr verlor das alte Gebäude von dieſem Charakter der Vernachläßigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchſchritten, von denen eines ſogar mit einem freilich verſchoſſenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand ſah, und die ſich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerriſſenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambriſen mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer, und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man ſie gebraucht, doch für den, der ſie hat, durchaus nothwendig ſind.

Freilich ſtammten alle dieſe Sachen, wie das ganze Ameublement, Seſſel und Fauteuils in den verſchiedenſten Geſtalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anſtrich einer ma-

lerischen Unordnung, die man in den kleinen Salons unserer Damen findet und gern sieht.

Das Gemach, wo sich die Frau des Hauses am Kamin niederließ und den Gast bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schlößchens und hatte ein einziges großes Fenster, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde standen die uralten hohen Bäume dichter beisammen, und wo sich Wege unter ihnen zeigten, schlichen sich dieselben wie verstohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zusammen hängenden Zweige schon nicht mehr sichtbar. Unmittelbar an diese Seite des Hauses stieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terrasse, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüstung an den malerischsten Punkt dieser Ansicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieser See war eine von jenen so melancholischen und doch lieben Wasserflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die sich eine rege Phantasie so leicht mit den verschiedensten Gestalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweise mit Schilf eingefaßt, zwischen dem das Wasser in einzelnen Punkten hervor leuchtete. Seine Ränder schillerten wegen der naheſtehenden, jetzt im Winter durch dicht geschlungenen Epheu bedeckten Baumstämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Wasserspiegel fiel und aus ihm freundlich zurückstrahlte, heller und glänzender und so klar wurde, daß das leiseste Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Wasser wieder erschien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich still, wie die ganze Natur rings umher, so still, daß man hätte

glauben können, jetzt werde irgend ein majestätischer Hirsch aus dem Walde treten, um seinen Durst in den klaren Fluten zu löschen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons gestanden, hatte sich aber, als dieser mit der Frau des Hauses ein Gespräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenster getreten war und wieder aufmerksam das kleine irdene Gefäß betrachtete, das er in der Hand hielt, bald hineinsah und bald mit den Aermeln da und dort putzte und abwischte.

„Siehst du, Eugenie," sagte der alte Herr nach einer Pause mit großer Befriedigung, „das ist das kostbarste Gefäß, welches ich seit langer Zeit gefunden, ja, fast das werthvollste, welches ich in meiner Sammlung habe."

Als er das sprach, schmiegte sich Eugenie so liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen so weit vor Aufmerksamkeit und Erstaunen, daß man wohl sah, sie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich so kostbar sei.

„Ist es recht alt, Papa?" fragte sie, nachdem sie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

„Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachschlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen stammt."

„Und wir geben ihm einen sehr schönen Stand," fuhr das junge Mädchen freundlich fort. „Du schneidest wieder so einen kleinen hölzernen Untersatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon."

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in seiner Hand,

blickte aber bei den Worten ſeiner Tochter über daſſelbe hinaus, durch das Fenſter, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

„Ja, ja, mein Kind," ſagte er dann nach einer Pauſe, „wir werden es ſehr ſchön aufſtellen, auch numeriren, und dazu ſchreiben, wo wir es gefunden. Aber," ſetzte er ſeufzend hinzu, „das iſt denn auch Alles."

„Wie ſo Alles, Papa?"

„O, ich meine nur, da wird es dann ſtehen auf ſeinem violetſammtnen Unterſatz, einſam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehſt du, meine liebe gute Eugenie, das iſt ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unſere Schätze zeigen können."

Das ſchöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn ſie ſagen wollte: „Ich verſtehe."

„Früher," fuhr der alte Mann fort, — „viel früher, als ich noch ein ſchönes Münz-Cabinet hatte, und ſo manches Andere noch, da verging faſt kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerkſamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt iſt das ganz anders geworden, o, ganz anders!"

„Mein guter, guter Papa!" antwortete Eugenie mit leiſer Stimme und lehnte ſchmeichelnd ihren Kopf an ſeine Schulter.

Darauf ſetzte der alte Mann behutſam das Gefäß auf die Fenſterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, ſchwellende Haar ſeines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu ſehen. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, und auf ſeinem Geſichte war tiefe Traurigkeit, ja, faſt Schmerz zu leſen, als er ſprach: „O, meine Eugenie,

Digitized by Google

du verſtehſt es nicht, wie ſchmerzlich es für mich iſt, daß Niemand, ſo gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir ſtill und verborgen unter uns hegen und pflegen."

Was unterdeſſen der Baron mit der Frau des Hauſes geſprochen, ſind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn ſie führten ihr Geſpräch ziemlich leiſe. Doch mochte der Inhalt deſſelben wichtiger ſein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereigniſſe; die Dame ſchüttelte auf das Achſelzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr ſagte, die Lippen feſt über einander. Erſt als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut ſprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch dieſe ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu ſeiner Nachbarin ſagen: „Aber ich verſichere Sie, Schwägerin, es iſt großes Unrecht von Ihnen, ſie hier ſo in der Wildniß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — feſthalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt ſehen und von ihr geſehen werden; und eine beſſere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schweſter, meine Frau, ſich anbietet, Eugenie wie an Kindes Statt anzunehmen."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Dame in den Fauteuil zurückgelegt, ſich einſchmiegend in die Kiſſen deſſelben. Sie blickte in das ſpielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron ſprach, wandte ſie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und ſah ihn mit einem forſchenden, ſeltſamen Ausdrucke an.

Daß dieſe Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schweſter, die Baronin von Breda, wiſſen wir bereits; und daß ihr Kopf intereſſanter, ja, um vieles ſchöner war, müſſen wir dem Leſer ſagen; trotzdem aber ſah ſie, namentlich in

Augenblicken der Abſpannung, deren ſie ſehr viele hatte, faſt älter aus. Einſt mußte ſie in der That ſehr ſchön geweſen ſein; ihre Geſichtszüge waren fein, der Teint, einſt blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Bläſſe; dazu hatten die Augen einen unbeſchreiblich müden Blick, und wenn ſie trotzdem noch ziemlich glänzend ausſahen, ſo kam das wohl daher, weil ſie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, faſt bräunlichen Kreiſe.

Sehr häufig brachte dieſe Frau ihre weiße, fein geformte, nur ſehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als ſchmerze ſie das Tageslicht, oder als wolle ſie ſich ſelbſt ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, ſtützte ſie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem ſie dieſe wie einen Schirm vor ihre Augen hielt, und entgegnete nach einer kleinen Pauſe, ohne ihre Stellung zu verändern: „Und was mache ich in dieſer Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O, glauben Sie mir, George, ſo einſam ohne ſie zu leben, — ich könnte das unmöglich aushalten. Gewiß, ich könnte nicht.“

„Alſo iſt es ſchon, wie ich vorhin geſagt,“ erwiderte der Baron. „Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück.“

„Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, ſo haben Sie Recht.“

Der Baron ſchüttelte ſonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

„In dieſem Falle möchte ich es faſt Egoismus nennen,“ ſprach er; „denn — Sie verzeihen mir die offenherzige Rede — Mutterliebe pflegt ſich nicht in einem einzigen Punkte zu zei-

gen, ſondern ſorgt im Allgemeinen für das Beſte ihrer Kinder."

„Sie wiſſen, George," entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pauſe, „daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu ſtreiten. Sie ſind mir überlegen, und —"

„Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe."

„O ja," erwiderte erregter die Frau des Hauſes; „o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigſten leugnen. Wiederholen Sie mir auch, mein Widerſtreben, Eugenie von mir zu geben, ſei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen ſogar zugeben, es iſt Egoismus; aber dagegen ſage ich Ihnen zum hundertſten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir laſſen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht."

Der Baron zuckte mit den Achſeln und blickte mit einem leiſen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuers.

Sie fuhr fort: „Verſtehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen ſage, ich kann nicht. Iſt es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubiſche Furcht hatten, im Falle Dieſes oder Jenes geſchehe, treffe ſchweres Unglück auf Ihr Haupt? — Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegnen," ſprach ſie wehmüthig lächelnd, „daß hier in dieſem Hauſe etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich alſo anders ausdrücken. Haben Sie nie ein Weſen um ſich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erſchien gegen die Schläge des Schickſals, die Sie zu zerſchmettern drohten? Wie ein Schutzgeiſt, vor deſſen Anblick, vor deſſen ſchirmender Hand ſich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? — Ein ſolcher Schutzgeiſt iſt mir Eugenie. Wenn ſie in meiner Nähe iſt,

ſo kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die ſchöneren Tage, die einſt geweſen; wenn ſie ſich nur momentan von mir entfernt, ſo iſt es, als verdichtete ſich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das iſt ſchrecklich!“

Bei dieſen Worten ſenkte ſie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Geſicht.

„Ihre erregte Phantaſie iſt allerdings ſchrecklich,“ erwiderte der Baron von Breda, „aber vielleicht beherrſcht Sie dieſes unangenehme Gefühl nur für die erſten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd ſein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wiſſen. — Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es iſt Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was ſoll ſie hier in der Oede, inmitten dieſes verfallenen Parkes, dieſes einſamen Hauſes?“

„Laſſen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen,“ entgegnete die Frau des Hauſes nach einem längeren Stillſchweigen; „für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir laſſen. Wer will beſtimmen, was die nächſte Zeit bringt? Kann nicht die nächſte Sekunde ſchon unſer Schickſal ändern?“

„Es iſt aber ein eigenthümlicher Troſt, darauf zu warten und zuzuſehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortſchiebt. Ich habe es nie ſo gehalten, ich griff immer friſch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei.“

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenien, vielleicht aus Discretion, um dem Geſpräche ſeiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu laſſen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in dieſem Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François

der auf einem Präſentirbrett einige Platten trug, welche das beſcheidene Frühſtück der Familie bildeten.

„Onkel George wird mit uns frühſtücken!“ rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon ſprang. „Freilich nicht ſo comfortabel, wie bei ſich zu Hauſe, dafür aber heute in unſerer Geſellſchaft, was, wie ich hoffe, auch ſchon Einiges werth iſt.“

Monſieur François, der Kammerdiener, befand ſich augenſcheinlich in einer ſehr ſchlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tiſch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, ſtellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, ſich ſelbſt einen zu holen; doch ſprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir ſchon vorhin vor dem Schloſſe an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuſchvolle Art, mit welcher der Bediente den Tiſch hin und her rückte, das Tiſchtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinſetzte, ſondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umſitzenden hinſchob.

Wie Eugenie vorhin ſagte, ſo war das Frühſtück allerdings ſehr einfach, eine Taſſe Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleiſch; doch wäre das vollkommen genug geweſen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; ſo aber lag es ſeit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über den Anweſenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln verſuchte, ſo ſah man doch an dem unruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen

finſteren Ausdruck derſelben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda ſprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und ſchien außerordentlich ruhig geſtimmt; wir ſagen: ſchien; wer ihn genau kannte, wußte ſich die Art zu deuten, mit der er ſeinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Geſichts hinausſtrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und ſchaute nur zuweilen forſchend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr ſprach. Am unbefangenſten war aber wohl der alte Herr, der ruhig ſeinen Thee trank und, während er ſein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von ſeltenen Gegenſtänden der verſchiedenſten Art verſprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fenſterbank ſorgfältig auf einen Tiſch geſtellt, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und während er von ſeinem Funde ſprach, unterließ er es nicht, zuweilen ſehr innige Blicke dort hinüber zu ſenden. Auch Eugenie ſchaute häufig nach der kleinen Vaſe, aber mit einem beſorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tiſche mit ſeinem Geſchirr hantirte, kam der kleinen Koſtbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

„Wenn Sie auf ſo reiche Beute hoffen," meinte der Baron, „ſo muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz geweſen ſein."

„Auf das Letztere weiſen alle Spuren hin," entgegnete eifrig der alte Herr. „Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon früher einmal bei unſeren Spaziergängen im Walde die ſehr deutlichen Spuren der alten Römerſtraße zeigte, die ſich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo ſie für uns verſchwindet, ihre muthmaßliche Richtung fortführen, ſo

treffen Sie gerade auf meine koſtbare Lehmgrube. — François, etwas Waſſer!"

François ſchien durchaus nicht zu hören.

„Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte," fuhr der alte Herr fort, „haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römiſchen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den beſten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrſchaftlichen Waldungen an unſern Park ſtoßen. Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweiſen können, daß die koſtbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „man will ſeine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren iſt bekanntermaßen ſchlecht Kirſchen eſſen."

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr ſein Glas ſeitwärts vom Tiſche gegen François gereicht und wiederholte nun ſeinen ſchon vorhin ausgeſprochenen Wunſch um etwas Waſſer.

Der Bediente klapperte aber ſo außerordentlich lebhaft mit ſeinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit ſeinerſeits vielleicht hätte vorausſetzen können, er habe den zweimal ſo höflich ausgeſprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal ſo ſeltſam funkelten, wollte aufſpringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte mit ziemlich lautem und gebieteriſchem Tone: „Waſſer!"

Die Frau vom Hauſe huſtete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und ſo verſtändlich, daß François ſich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe her-

heizueilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber schob er dieselbe Flasche auf die gleiche insolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, gespitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an seinen Nebentisch zurück.

Warum eigentlich der Baron von Breda seine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wissen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leises Zittern in demselben, und wohl aus diesem Grunde wandte er sein Gesicht gegen Eugenie und blickte sie freundlich, fast wie bittend an.

Der alte Herr schien dieses Wasser-Intermezzo entweder nicht verstanden zu haben, nicht verstehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte sich sogar im nächsten Augenblick abermals an den Bedienten und sagte nicht ohne Freundlichkeit: „Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geschähe, so wäre das ein unersetzlicher Verlust."

„Ich will es hieher holen, Papa," sprach das junge Mädchen, indem sie hastig aufstand, „Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet."

Nun hatte indessen Monsieur François die Worte des alten Herrn wahrscheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht gesehen, oder war der Monsieur François, und wir glauben fast das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufstand, hob er die Teller von dem Nebentische in die Höhe und streifte dabei wahrscheinlich mit der Serviette, die er auf dem Arme trug, an die kleine Vase, so daß sie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

„Um Gottes willen! das iſt ja ein großes Unglück!“ rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe ſprang.

Eugenie preßte, während ſie wie erſtarrt ſtehen blieb, ihre bebenden Lippen feſt auf einander; und ſelbſt der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zuſammen, worauf er aber einen langen und ſehr feſten Blick auf die Frau des Hauſes warf.

„Das iſt ja eine große Ungeſchicklichkeit, François,“ ſagte dieſe. „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen.“

„O nein, Mama,“ rief Eugenie mit zitternder Stimme, „das iſt keine Ungeſchicklichkeit!“

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von ſich zu geben, machte obendrein noch ein hochmüthiges, unverſchämtes Geſicht und hatte ſchon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er ſeine Frechheit ſo weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens ſtehen zu bleiben, ſich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: „Was belieben das gnädige Fräulein?“

„Gehen Sie — augenblicklich!“ rief ihm die Frau des Hauſes zu, indem ſie ſich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob; „ich will hoffen, daß an dieſem Vorfalle nur Ihre grenzenloſe Ungeſchicklichkeit ſchuld iſt.“

„Ein ſo koſtbares Gefäß!“ jammerte der alte Herr, indem er ſich bemühte, die Trümmer aufzuleſen.

Hätte in dieſem Augenblicke François das Weite geſucht, ſo wäre es beſſer für ihn geweſen; ſo aber wollte das Schickſal, daß er ſeinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: „O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel.“

Digitized by Google

Eugenie hatte die Hand auf den Tiſch geſtützt und ſtand anſcheinend ruhig da, doch war ihr Geſicht mit einer furchtbaren Bläſſe bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen laſſen, ſo zuckte ſie zuſammen, ſtürzte vor, riß von dem Nebentiſche die ſchwere Reitpeitſche des Barons von Breda an ſich, und ehe Jemand das von dieſem Auftritte erſchütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte ſie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen ſo furchtbaren Hieb über den Kopf des Unverſchämten, daß quer über deſſen Geſicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme ſichtbar wurde.

Die Frau des Hauſes war emporgeſprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausſtrecken, was ſie denn auch ſo heftig that, als ſei ſie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Dieſe hatte nicht ſobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Geſichtes der vorigen tiefen Bläſſe augenblicklich wich und ſie ihre Hand öffnete, ſo daß die Reitpeitſche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen ſichtlich zu ſchwanken begann und mit einem Schrei des Entſetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf ſie zuſprang, um ſie zu halten.

Dem Bedienten war eine ſolche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er ſämmtliches Geſchirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenſo, daß er, als Italiener, ſich blitzesſchnell bückte und nach einem der Meſſer griff, die zwiſchen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft deſſelben nicht ſobald erfaßt, als auch ſchon die gewaltige Fauſt des Barons ſeine Finger umſpannte und dieſelben ſo furchtbar zuſammen-

drückte, daß er nicht nur das Meſſer fallen ließ, ſondern ſich auch mit einem lauten Aufſchrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen naheſtehenden Stuhl niedergelaſſen, worauf das Mädchen ſchon nach ein paar Sekunden die Augen langſam wieder öffnete, um ſich blickte und dann, als ſie ſich deſſen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Geſicht preßte und laut zu weinen anfing.

„Nach dem, was ſo eben geſchehen," ſagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauſes, „wird es Ihnen ſelbſt angenehm ſein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hauſe ſchicke und einen Wagen kommen laſſe, um Eugenie — wenigſtens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen."

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte ſeines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zuſtimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beiſammenſein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, dürfen aber, um im Laufe unſerer Geſchichte keine Lücke entſtehen zu laſſen, nicht verſchweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl ſeinem Schimmel die Sporen gab und in geſtrecktem Galopp durch den einſamen Park und den verwahrlosten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hauſe ein leichtes Coupé eingeſpannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er ſich wichtig das Kinn ſtrich, rapportirte, François

ſei ihm mit einer außerordentlich ſchönen Schmarre im Geſicht erſchienen, und er müſſe jetzt wieder nach dem alten Waldſchloſſe zurückeilen, um das gnädige Fräulein hieher zu holen. Dann ſchwang er ſich wieder auf ſeinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner ſchaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Priſe und ſagte, indem er den Deckel ſeiner Doſe zuklappte: „Das gnädige Fräulein kommen alſo doch hieher! — So, ſo! — ei, ei!“

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterer Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischsten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Baumeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe

ſich an der betreffenden Stelle eine unförmliche Geſchwulſt angeſetzt. Dazu kam eine Muſterkarte der verſchiedenartigſten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele defekt waren, und aus dieſem Grunde rechts und links einen feuchten Ausſchlag hervorrieſen, in welchem hier und da ein Pflänzchen ſein kümmerliches Daſein friſtete. Von einer Verputzung dieſer Hausſeite war durchaus nicht die Rede, und ſo ſah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in ſo durch einander laufenden und ſeltſamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinſehen ganz ſchwindelig werden konnte.

Die ſchon vorhin erwähnten eigenſinnigen Giebel richteten ſich ſo drohend gegen einander auf und blickten ſich mit ihren ſchwarzen Fenſterlöchern ſo grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geſchwornen Feindſchaft unter ihnen kam und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, ſie würden einſt in einer Mitternachtsſtunde wüthend auf einander losſtürzen und im grimmigſten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis ſie alle mit einander zerſchmettert drunten im Hofe lägen, ein formloſer Haufen von Balken und Steinen.

Was dieſem grauen und ſchmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäſche, und wenn man die vielen Farben derſelben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantaſie betrachtete, und ſah, wie der eingedrungene Wind ſie ſpielend emporhob, ſo konnte man träumen, es würde in einem der finſteren Häuſer irgend ein Feſt gefeiert, zu welchem daſſelbe, wie ein Kriegsſchiff im Hafen, ſämmtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in ſeiner Unebenheit, die aus zu-

sammengetretenen Kehrichthaufen und Schuttüberresten entstanden war, mit halb verfaulten Balken und Brettern und zusammengefallenen Fässern, wo ein eiserner Reif mit zwei aufrechtstehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfasses aussah, paßte vollkommen zu seiner Umgebung. Daß die anstoßenden Gemächer, deren Fenster hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finsterſten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager mit ihrer Frau Mutter hatte es sinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie sie behauptete, die Arbeit noch einmal so rasch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußeren Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieser Beziehung hatte sie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte sich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauernde Katze oder eine vorüberhuschende Ratte. Vögel ließen sich hier kaum sehen, und wenn einmal ein neugieriger Spatz von draußen hereinkam, so flog er augenblicklich erschrocken wieder empor und verkündigte wahrscheinlich seiner Verwandtschaft: Aber da unten habe ich einen schauerlich stillen und schmutzigen Hof gesehen. Da möchte ich nicht einmal ein gestohlenes Nest besitzen — pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconsulenten bestand aus zwei Gelassen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibstube. Im ersten herrschte einiger Luxus; da stand nämlich ein altes, schmutziges Sopha, und über demselben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibstube, aus gewöhnlichem Tannen-

holze, auf dem ſich aber, wie auf ähnlichen Schulutenſilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angeſetzt hatte.

Der erſte Schreiber des Rechtsconſulenten, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand ſich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenſtoß lag, den er langſam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen ſchien. Obgleich wir ihn dem Leſer bereits in aller Form vorgeſtellt, auch ſein Aeußeres ſo gut als möglich beſchrieben, ſo vergaßen wir doch bis jetzt, ſeinen Namen zu nennen. Dieſer klang etwas fremdartig, — eine Bemerkung, die der Träger deſſelben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu ſagen, das kalte Deutſchland, in dem er jetzt verurtheilt ſei, ſchlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren, ſei ja nicht ſein Heimatland, ſondern fern im Süden das ſchöne Spanien ſei es, wo ſeine Wiege unter blühenden Orangenbäumen geſtanden. Larioz, ſo pflegte er zu ſagen, iſt dort ein Name von beſtem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, ſo bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieſes Geſchlechtes, einen mächtigen Bau, von deſſen Thurme man die Beſitzungen der Familie, wie ſie einſt beſtanden, nicht überſehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit „Herr Larioz" angeredet wurde, ſo nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der ſeine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzuſetzen: „Wenn meine Vorfahren anders gewirthſchaftet hätten, ſo brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Plager abzunehmen, ſondern ſtände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien."

Digitized by Google

Etwas ſeitwärts von dem Stehpulte befand ſich ein kleiner Tiſch mit einem Stuhle, auf dem unſer Freund Gottſchalk ſaß, der mit der Copie eines Aktenſtückes hätte beſchäftigt werden ſollen. Wenigſtens lag beſagtes Aktenſtück neben ihm, er hatte vor ſich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu ſehen waren; doch hatte er die Feder neben ſich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tiſchrande herumſpazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen ſein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege ſtarb zwiſchen ſeinen Fingern.

Dieſe außergewöhnliche Beſchäftigung war indeſſen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieſer hatte langſam ſein Lineal genommen und patſchte ſeinem kleinen Zögling, ehe dieſer ſich deſſen verſah, tüchtig auf die Finger.

Gottſchalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, ſo war doch auf ſeinem Geſichte nicht die Spur eines Erſchreckens zu leſen, vielmehr lachte er ſchelmiſch und ſagte: „Das hat gepatſcht!“

„Allerdings hat es gepatſcht!“ meinte der lange Schreiber, „und es kann noch viel ſtärker patſchen, wenn du, ſtatt ruhig zu arbeiten, beſtändig deine Kindereien treibſt; und diesmal haſt du doppeltes Unrecht begangen: erſtens haſt du deine Schreiberei liegen laſſen, und zweitens ein harmloſes Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan.“

„Ich glaube, es iſt dieſelbe Fliege,“ ſagte der Kleine mit pfiffigem Lächeln, „die ſchon lange um meine Naſe geflogen iſt.“

„Wenn auch, ſo brauchſt du ſie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beiſpiel draußen auf dem Felde herumſpazierteſt — und die Fliege kann deine Naſe ja möglicher Weiſe auch für ein Feld anſehen — wenn du dich alſo auf deine Art vergnügteſt, und es erſchiene plötzlich ein Rieſe, der es dir gerade ſo machte, wie du jener unſchuldigen Fliege!"

Das ſprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei ſehr ernſt an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an ſeine Wangen drückte.

„Aber es gibt keine Rieſen mehr," erwiderte keck der Knabe.

„Das iſt noch gar nicht ausgemacht," fuhr der Schreiber fort; „im Gegentheil wirſt du dich erinnern, daß ich dich vorgeſtern mit mir in jene Bude auf dem Markte nahm, wo ſich das Rieſenweib ſehen ließ, eine ſtattliche Perſon. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben ſie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken."

„Da war aber viel Betrug dabei," meinte Gottſchalk; „ich habe mir das von einem Bekannten erklären laſſen. Das Rieſenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigſtens ſechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider ſo herab, daß man nichts davon ſehen konnte. Ja, die in den Meßbuden ſind ſchlau und führen die Leute an, wo ſie können."

Dieſe Bemerkung Gottſchalk's hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er ſtützte den Ellbogen auf das Stehpult, legte ſein ſpitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

„Wenn du Recht haſt," ſagte er nach einer Pauſe, „ſo

ist es sehr traurig, und es kann mich betrüben, daß so viel Betrug in der Welt herrscht. Es wäre eigentlich recht schön, wenn es noch so etwas Außergewöhnliches, wie Riesengeschlechter, gäbe; die Welt ist so prosaisch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenschen einem so gewaltigen Kerl zu begegnen."

„Ich würde mich fürchten, und viele andere Menschen auch. Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn es Riesen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unser eins zu erdrücken!"

„Die meisten Riesen hatten edle Herzen," sagte träumerisch der Schreiber.

„Ich kann Ihnen aber versichern, Herr Larioz," fuhr Gottschalk fort, der viel zu froh war, plaudern statt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Gespräch so bald wieder fallen zu lassen, „daß es mit dem sogenannten Riesenweib falsch war; mein Freund, der mir das erzählte, sah durch die Bretterwand hinein, wie sie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den sie sich stellte. Ja, das ist nun einmal so in der Welt: Einer führt den Anderen an, und wer's am besten kann, der hat den Nutzen. So sagte Meister Schwörer, wenn er gut gelaunt war."

Der Schreiber schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wenn es so ist, wie du sagst, mein lieber Gottschalk, so hätte man das Riesenweib untersuchen und, wenn sie wirklich das Publikum auf so unverantwortliche Weise betrogen, der Polizei Anzeige davon machen sollen, damit sie gestraft würde."

„Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man sich um aller Leute Sachen bekümmern sollte! Dergleichen geschieht so viel in der Welt, daß man gar nicht fertig

würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu ſagen, ſo iſt es wahrhaftig ſchon genug, wenn man ſich in Acht nimmt, daß man ſelbſt nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder ſehen, wie er fertig wird."

„Du haſt da erſchreckliche Grundſätze, die ich noch zu verbeſſern hoffe," fuhr der Schreiber fort, und dabei ſtellte er ſein Lineal vor ſich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Commandoſtabe zu machen pflegt. „Siehſt du, ich hielte es für die ſchönſte Beſchäftigung, die einem Menſchen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es ſich als Aufgabe ſtellte, das Unrecht, das in der Welt geſchieht, ſo viel als nur immer möglich wieder gut zu machen. Du haſt doch gewiß von alten Rittern geleſen, die ſich damit beſchäftigten, böſe Zauberer, Drachen und Rieſen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beſchützen und dergleichen heilſame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr."

„Nein, Drachen nicht, wie damals, feuerſpeiende und mit langen Schwänzen, aber ſonſt ſind noch Drachen genug da; der Meiſter Schwörer nannte die Meiſterin oft einen Drachen."

„Ich ſehe, wir fangen an, uns zu verſtehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwänzen mehr gibt, ſo müßte man alſo ſolche Drachen zu bekämpfen ſuchen, die ihren Nebenmenſchen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben ſauer machen."

Gottſchalk, der ſich etwas darauf einzubilden ſchien, daß ſeine Anſicht von den Drachen nicht verworfen wurde, ſetzte ſich ſo breit wie möglich an ſeinen Tiſch und entgegnete: „Es wäre aber gewiß ein undankbares Geſchäft, Herr Larioz, ſich

darum zu bekümmern, was andere Menschen Unrechtes thun. Die Meisterin sagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute schmutzige Wäsche waschen, da geh vorbei und sieh dich gar nicht um."

„Da hatte die Meisterin von ihrem Standpunkte Recht," sagte der Schreiber; „aber schön wäre es doch, wenn Jemand es sich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo solches geschähe, unnachsichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein solcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden."

„Ja; er könnte aber auch zuweilen seine Prügel kriegen," sagte Gottschalk mit großem Ernste; „ich habe das erlebt. Wenn sich der Meister und die Meisterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergesellen, der wollte sich auch hineinmischen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß sie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meister die Elle zur Hand, und die Meisterin behalf sich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern."

„Du magst Recht haben," warf der Schreiber gleichgültig hin, „daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man sich einem Drachen nähert, so muß man am Ende auf Alles gefaßt sein; aber —" fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denselben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man seinem stieren Blicke Glauben schenken wollte, weit, weit in unabsehbare Fernen hinaus, „es ist noch ein anderes Kapitel, mit welchem sich die damaligen Ritter so gern befaßten — der Schutz edler Frauen, und als Retter zu er-

ſcheinen hülfloſen und in den Feſſeln des alltäglichen Lebens ſchmachtenden Jungfrauen. Das wäre eine ſchöne Aufgabe, wer ſie löſen könnte!“

Die letzte Rede ſchien Gottſchalk nicht verſtanden zu haben; auch ſah er bedenklich und ſeufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Bogen prangten und die ſich von ſelbſt nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu unterſuchen, und dabei erinnerte er ſich ſehr anzüglicher Redensarten, ſowie auch unterſchiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten ſchon gefallen waren, weßhalb er ſeufzend nach ſeiner Feder griff, die Spitze derſelben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfaſſe zu fahren. Ehe er aber daſſelbe erreichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weßhalb er nothwendiger Weiſe aufſtehen mußte, um ein Stückchen Holz zu ſuchen und damit die ſchwarze Flüſſigkeit in Bewegung zu ſetzen.

So waren denn glücklicher Weiſe wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menſchenleben Tage gibt, wo ſich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, ſo geſchah es jetzt, daß, als Gottſchalk wirklich ſeine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn ſchlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um ſich mit einem Stücke Brod zu reſtauriren.

Auch Herr Larioz hielt dieſe Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erſt beim achten Schlage ſein Lineal auf den Aktenſtoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenſter zu treten und in den Hof zu ſchauen.

„Der Tiger kommt heute wieder recht ſpät,“ meinte Gott-

schalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

„Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich," antwortete der lange Schreiber, — „richtig, dort kommt er auch."

„Ja, da kommt er," sagte freundlich der Lehrling. — „Wissen Sie auch, Herr Larioz," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „daß Sie mir schon lange einmal sagen wollten, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger genannt wird? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen."

„Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen."

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein

Lächeln zeigte, das dann zu sagen schien: Wenn ihr so freundlich sein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, so will ich mich bemühen, es nächstens besser zu machen. — Das einzig Glänzende in ihrem Gesichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das sich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Nase zeigte, dessen sie sich aber zu schämen schien und das sie stets mit dem schüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwischte — Der Tiger war Wittwe, hatte alle seine Kinder ins Grab sinken sehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er seinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er sich vor den beständigen Schicksalsschlägen. Dabei war aber der Tiger ein sehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falschheit und Hinterlist, und trugen diese Eigenschaften dazu bei, ihr sehr nachläßiges, gar schmieriges Aeußeres vergessen zu machen. Ihre ältesten Bekannten erinnerten sich desselben Rockes, desselben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derselben Kopfbedeckung — eines Mittelding's zwischen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn sie pflegte die erstere mit einem einst roth gewesenen Tuche am Kopfe zu befestigen. Dabei liebte der Tiger seine Kleidung und trotzte muthig fast allen Anspielungen. Wir sagen: fast allen; denn eine des Armenarztes hatte sie doch einst so übel genommen, daß sie ihm auf ein Haar den Dienst gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages gesagt: „Tiger, wenn Ihr so fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, so erleb' ich es noch, daß, wenn Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!" Darüber hatte der Tiger heftig geweint und gesagt: er könne das nicht vergessen, er habe sich im Traume so erblickt und es habe schrecklich ausgesehen.

Die alte Frau trat also in die Schreibstube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus sie ein Brod hervorholte, sowie eine in Papier eingeschlagene Wurst, das Frühstück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten sich auch bald darüber her, und wenn auch Tischtuch und Teller fehlten, so that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tischecke ausbreitete, darauf den abgerissenen Deckel eines Buches legte und auf diesem die Wurst zerschnitt. Der Tiger schaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühstücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

„Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?" fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurst versorgt und dann das Messer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. „Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig gesagt und ihn ermahnt, das Dach ausbessern zu lassen? Bei San Jago! Wenn man seinen Hauszins einstreicht, so muß man dafür sorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!"

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu seinem kläglichen und verwahrlosten Aussehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgesetztes Schluchzen, und dann erhob er seine Stimme immer am unrechten Orte, so daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

„Ach, du lieber Gott!" sagte er, „was kümmert sich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach ist entzwei? hat er mich gefragt, es regnet stellenweise in Eure Kammer? Nun, da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: stellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn sonst könnte es naß werden."

„Der Hausherr hat den Teufel im Leib!“ meinte der Schreiber.

„Ja, und da sagte er noch obendrein,“ — fuhr der Tiger fort, — „ich solle mich an so ein bischen Wasser nicht kehren, das sollte ich schon lange gewohnt sein. Nun ist das freilich wahr, denn so lange ich da oben wohne, jetzt schon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber so arg, wie jetzt, war es noch nie.“

„An so was mag sich, wer will, gewöhnen!“ erwiderte heftig Herr Larioz; „man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf sein eigenes Dach steigen.“

„Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! spricht meine Großmutter,“ — mischte sich der Knabe in das Gespräch, — „wie ja auch die alte Frau zum Aal gesagt hat, indem sie ihm die Haut abzog.“

„So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen,“ sagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottschalk.

„Auch der Bäcker sagte schon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus,“ — murmelte der Knabe in sich hinein, doch so leise, daß es sein Vorgesetzter nicht verstand; sonst würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrscheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm sein gewöhnlicher Antheil an der Wurst entzogen worden sein.

„Aber er macht's uns auch nicht besser!“ fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals seinem Frühstück zugesprochen. „Wenn es auch bei uns gerade nicht hereinregnet,

ſo wackeln doch Fenſter und Thüren, und man verbraucht faſt mehr Holz, als man erſchwingen kann."

„Ich habe es aufgegeben, was zu ſagen," meinte die alte Frau, „denn ſelbſt der Herr Doktor, der doch ſein Wort gut zu ſtellen verſteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat ſich an den Häuſern verkauft, ſo ſagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er ſollte, und das will er wieder dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erſpart."

„Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht," ſprach Gottſchalk mit pfiffigem Lächeln; „denn er ſagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit ſtand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läuſeſalbe."

„Und die hat er wohl an dich verkauft, he?" fragte der Schreiber mit finſterem Stirnrunzeln; „Gottſchalk, Gottſchalk, du biſt ein wirklicher Schalk, und es wäre beſſer, man ſchickte dich zu Meiſter Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geſeufzt haſt, warſt du ein Kopfhänger und haſt nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beſtändig aus dir heraus."

„Aber ich meinte es ja nicht böſe, Herr Larioz," entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; „das ſind ſo Sprüchlein, die ich von den Geſellen gehört und die mir immer einfallen."

„Ich wollte, dir fiele was Anderes ein," ſprach ſtreng der Schreiber; „jetzt ſchau deine Arbeit an" — damit zeigte er mit ſeinen langen, dürren Fingern auf den Papierbogen, wo oben die vier Zeilen gegen das ganze weiße Uebrige wie gar nichts

ausſahen; „wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. — Meinſt du vielleicht, es ſei ſo leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn man die Sache ſo ſaumſelig angreift? Ich kann dich verſichern, Gottſchalk, aller Anfang iſt ſchwer, ſogar bei dem größten Fleiße."

„Ja, aller Anfang iſt ſchwer," ſeufzte wehmüthig der Knabe, „das hat der Bauer auch geſagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen."

Dieſes Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob ſich der Lehrling ſo eilig wie möglich und begab ſich an ſeinen Schreibtiſch. Auch tauchte er die Feder nun geſchwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emſigkeit an zu ſchreiben.

„Es iſt doch ein gutes Bürſchlein," ſagte begütigend der Tiger, der den Knaben ſeines harmloſen, heiteren Gemüthes wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. „Sie werden ſehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er ſein, recht fleißig."

„Ja, aber da er nicht fleißig iſt, ſo wird er in den Mühen des ernſten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig."

„Ja, aber er paßt auf und begreift leicht," meinte der Tiger.

„Er begreift, was ihm Spaß macht," ſagte Herr Larioz, während er vor ſein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. „Aber ihm fehlt der gehörige Ernſt; ſieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die beſten Lehren, und macht er wohl ein ernſtes Geſicht? Schaue Sie ihn ſich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allergeringſte zu geſchehen, da braucht zum Beiſpiel nur einer von den bunten Lappen an der Waſch-

leine zu fallen, so wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. — Sage mir doch eigentlich, Bürschlein, worüber lächelst du jetzt, he?"

„Ich lächle ja gar nicht, Herr Larioz," erwiderte Gottschalk und machte die furchtbarsten Anstrengungen, ein ernstes Gesicht zu zeigen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, du willst keine guten Lehren annehmen; aber ich sage dir, Gottschalk, wenn du so fortmachst, kommst du auf keinen grünen Zweig, sondern gehst unter."

Mochten nun diese Worte für den jungen Menschen etwas so außerordentlich Komisches haben, oder plagte ihn sonst was — genug, er brach los und lachte so laut und fröhlich, daß selbst auf dem harten Gesicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patschte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfalle nicht so sehr außer Athem kommen.

„Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel," sprach wieder ernst der Schreiber, „der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen."

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?"

„Nein, nein, ich gehe nicht unter," versetzte abermals, doch

jetzt verbissener lachend der Knabe. „Ich werde mich schon bemühen, in die Höhe zu kommen.“ Und darauf setzte er flüsternd hinzu: „Fett schwimmt oben, sagte Bartel, da lebte er noch.“

Nachdem der Tiger auf dieses Intermezzo noch die Schriftzüge Gottschalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurstzipfel zusammengelesen und eingepackt, strich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte sich, ob Aufträge für ihn da seien, verließ dann die Stube und schritt durch den melancholischen Hof zum Hause hinaus.

Herr Larioz arbeitete fleißig an seinem Auszuge, und auch Gottschalk bemühte sich, tüchtig darauf los zu schreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier schon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu lassen und erstaunt zu Herrn Larioz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die sich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu besprechen schienen. Die eine Stimme sagte: „Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Ansicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts schaden kann, daß man ihm so zu sagen wegen des Vorfalles neulich Nacht etwas anhängen sollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müssen, unsere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten.“

„Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formuliren wäre."

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr die erste Stimme wieder fort, „daß es denn doch ein bischen stark ist, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu setzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht strafbar ist, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieser Welt noch Prozesse anfangen soll."

„Das ist Doktor Flecker," sagte Herr Larioz. „Er spricht von dir."

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derselben fuhr der Knabe etwas Weniges zusammen.

„Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben," ließ sich die dritte Stimme vernehmen; „was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hause. Das soll mir der Schwörer, dieser Kerl, nicht umsonst gethan haben!"

„Das ist mein Vater," meinte schüchtern Gottschalk.

„Allerdings, da haben Sie Recht," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „und wenn es angeht, können wir den Schneidermeister Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen."

„Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in seinem Glauben zu erhalten suchen, der Knabe sei verschwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menschen meinen werden, er sei Gott weiß, wohin gekommen, verunglückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern gestohlen; das ist mir Alles gleich viel, item, die Sippschaft des Schneidermeisters muß in ihrem

Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt."

Herr Larioz hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

„Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Doktor," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden."

„Dieses Mal nicht," vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. „Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht übe die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den bösesten Buben gemacht."

„Sie werden mir zugeben, mein lieber Doktor, daß so was unverantwortlich ist," sagte der Armenarzt.

„Wenn ich das auch zugestehen muß," entgegnete der Rechtsconsulent, „so werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünschen nicht nachkommen kann."

„Sollte sich denn nicht eine kleine Handhabe drehen lassen können, womit sich die Sache nach unserer Ansicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch schon so viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir sind hier so sehr in unserem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht schon verzeihlich wäre."

„Das Beste ist," hörte man nach einem längeren Stillschweigen den Rechtsconsulenten sagen, „wenn wir die Hauptperson in dieser Geschichte, Herrn Larioz, noch ein Mal hörten. Ist's Ihnen gefällig, meine Herren, so treten wir einen Augenblick in die Schreibstube."

Den Herren schien dieser Vorschlag in der That zu gefallen; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Besitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand sehr deutlich vernommen. Doktor Flecker schoß mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff sein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung so freundlich und derb schüttelnd, daß die Feder fast der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconsulent ging würdevoll, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Gesichte einen Zug stiller Sanft-

muth und Ergebung, den er ſeinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Perſönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, ſo oft er ſich ſeines Hausweſens, namentlich ſeiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitſchulterige, große Perſönlichkeit, mit einem mehr als ſanft gerötheten Geſichte. Dabei aber war er ein wohlgewachſener, hübſcher Mann, vortrefflich im Dienſte und der auch dort eine ſehr gute Figur machte. Es konnte Niemand ſicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter ſeinem Herrn die geladene Büchſe präſentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen ſtand, ſo ſah das ſo impoſant aus, daß man hätte fragen können: „fährt dort vielleicht Seine Majeſtät in Allerhöchſt eigener Perſon?“ und wenn er bei der Tafel ſervirte, ſo geſchah das mit einem ſolchen Aplomb und dabei mit einer ſolchen Umſicht, daß die Freunde des Barons Breda dieſen um ſeinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, ſobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und ſich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich ſteif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem ſchlechten Schauſpieler ging, der zwei Hände zu viel hat und abſolut mit dieſen nichts anzufangen weiß. Dieſe Schüchternheit war ſeltſam an Herrn Brenner, und er, der ſchon Ihrer Majeſtät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Waſſer präſentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienſtes nur bei etwas höher geſtellten Leuten ins Zimmer treten ſollte. Zu Hauſe war das begreiflicher Weiſe nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienſcenen, wo es eine bedeutende Abkanzelung galt, oder wo er ſogar den Verſuch machte, der Großmutter

seine Meinung kund und zu wissen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erscheinen.

Jetzt war er also der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, streckte er seine rechte Hand nach Gottschalk aus, der sich ihm als gehorsamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte sagen: als Spazierstock; denn er umfing mit seiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er seine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

„Da wären wir also," sagte der Armenarzt, „ein vollkommenes und sehr respektables Concilium, das wird Jeder zugeben müssen, der uns hier beisammensieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit sein wird, dem Herrn Larioz — meinem Freunde Don Larioz — als Haupthelden der ganzen Action, als ganz höllischer, verfluchter Persönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen."

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an sein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

„Ich halte das für unnöthig," versetzte der Rechtsconsulent, indem er mit wichtiger Miene sein Kinn in die Halsbinde vergrub. „Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall."

„Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall sehr wichtig ist!" rief der Armenarzt, „und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig ist, dieses unserem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt

ſich nicht nur ſo für den Teufel halten; und dieſer vortreffliche Freund, der dort ſteht, weiß am beſten, wie erſtaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Menſch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hauſe herumlief; es war das ein Anblick, der auch das weichſte Herz ſteinhart machen mußte."

Während der Doktor dies mit großem Pathos ſprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er ſtand da mit geſpreizten Beinen, den Bauch ſo viel als möglich vorgedrückt, die Naſe hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, wobei er in der Linken den Stock mit dem ſilbernen Knopfe trug. Seine Rede war beſonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerſt widerwärtig war, und den er durch ſeine begeiſterten Worte mit ſich fortzureißen hoffte; doch ſchien ſeine Abſicht dieſes Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte ſein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finſter in den Hof hinaus.

„Nun, was meinen Sie?" fragte der Rechtsconſulent nach einer Pauſe, während welcher Alle ſchwiegen.

„Ich meine," entgegnete Herr Larioz, „daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel iſt, der ſich am beſten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und ſo nach und nach vergißt."

„Den Teufel auch!" rief der Doktor; „Freund, laſſen Sie mir Ihre gewöhnlichen Phantaſien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie verſichern."

„Ich meine ferner," fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch dieſe Exclamation, fort, „daß, wenn Herr Brenner

gegen Meister Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung seines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, seine Klage durch mein Zeugniß zu unterstützen, daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeschichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genug gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Lust gehabt hätte, sich mit der Person des Höllenfürsten zu identificiren."

„Kindereien, Kindereien, Kindereien!" schrie der Doktor, und er sprach dieses Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; „Sie werden mir zugeben, bester Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht so verderben lassen darf. Die Sache ist aufs beste eingefädelt, Meister Schwörer ist der festen Ansicht, er habe wirklich den Teufel gesehen, und wollen Sie," setzte er mit komischer Wehmuth hinzu, „diesem Manne seinen guten Glauben verderben?"

„Bester Doktor," nahm der Rechtsconsulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, „Sie sehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen ist. Sie haben sich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbissen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterstützen. Wollen Sie eine Klage — Brenner contra Schwörer, Mißhandlnng des jungen Menschen betreffend, so stehen wir mit allen unseren Kräften zu Befehl. Da ist aber die Grenze, und ich versichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine solche Teufelsgeschichte einließe, von der ich voraus weiß, daß sie nicht durchzuführen ist. Vielleicht," setzte er mit Würde hinzu, wobei sein ganzes Kinn in der Halsbinde verschwand, „finden Sie einen Winkeladvoka-

ten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld bringt und dann ſitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, beſter Herr Doktor, ſo —"

„Das iſt alles recht gut und wohl," rief der Arzt, der ſich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anweſenden der Reihe nach zu betrachten, „das iſt vortrefflich geſprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir ſie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, iſt was aus ihnen herauszupreſſen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, ſo wette ich Hundert gegen Eins, ſie ſind gerade ſo pfiffig wie wir, und wir können mit langer Naſe abziehen."

„Und das wäre das Beſte," ließ ſich der Schreiber vernehmen, „wenn das Recht nicht auf unſerer Seite iſt."

„Das Recht, lieber Freund, das Recht!" rief der Doktor mit komiſcher Entrüſtung, wobei er ordentlich in die Höhe ſprang; „Sie ſollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt ſich drehen, wie eine wächſerne Naſe, aber es iſt leider Gottes ſo. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Anſichten, und mit dieſen werden Sie doch hundert Mal anſtoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geſchehen iſt, dann werden Sie nach Gott ſchreien und — Ihrem ganz ergebenſten Diener."

Damit wandte ſich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlaſſen zu wollen. An der Thür aber drehte er ſich auf dem Abſatze herum, machte ein

pfiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: „He?“

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

„So ist denn nichts zu machen?“ sagte dieser. „Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herausschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken — meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.“

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrirte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten

einen ſoliden Anhaltspunkt gefunden hatte, ſo zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf ſeinen Sprößling, und ſagte dabei: „Und der Herr Doktor ſind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er ſich zum Schreiber eignet? Es ſollte mich wahrhaftig freuen; denn ich ſelber habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtag nicht ausſtehen können. Nur meine Alte meinte, es ſei erſprießlich, wenn der Kerl da ſeinen Geſchwiſtern baldigſt die Kleider flicken könnte.“

Der Rechtsconſulent verſicherte, es werde ſich ſchon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner ſeinen Thürpfoſten fahren, worauf er augenblicklich im dunkeln Gange draußen verſchwand. Doch hörte man ſeine tiefe Stimme noch zurückrufen: „Alſo, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!“

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu verſöhnliches Gemüth, um das Haus in Feindſchaft mit ſeinem alten Freunde verlaſſen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fenſterſcheiben der Schreibſtube und klopfte heftig daran, und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: „Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch ſo gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, ſo werde ich zornig, und der Doktor Flecker in ſeinem Zorn iſt eine gar gefährliche Perſönlichkeit. Addio, caro amico!“

„Addio!“ erwiderte lachend Don Larioz; dann ſchüttelten ſich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefähr-

liche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus.

Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: „Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sachen armer Leute gern annimmt."

„Lieber Freund," versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager."

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er zu sich selber sagte: „Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin."

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der

alte Dachladen in seinen Angeln, blies er aber aus Norden, so klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo, dem unaufhörlichen Gewinsel des Dachladens nach zu urtheilen — derselbe machte nämlich die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, sich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, so pfiff und heulte er wie ein Hund an der Kette — der Wind aus Westen kam und ein tüchtiges Regenwetter zwischen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornstein des Hauses sich mit in das Gespräch der wilden Geister draußen mischte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo sämmtliche Bretter-Verschläge auf dem Dachboden knarrten und stöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn sie hoch vom Thurme die Stunde anschlugen, vom Sturmwind zerrissen wurde, so daß sie nur noch in zitternden Tönen weiter hallen konnten, in einer solchen Nacht lag der Elberfelder in seinem Bette, und da er zufälliger Weise nicht schlafen konnte, so ließ er vor seinem inneren Gesichte die Erlebnisse der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerrütteten Nerven eine außerordentlich regsame Phantasie. Er war einer von den Menschen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erscheint, still und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, diesen Beruf immer nur als Nebensache zu betrachten und ihn so weit als thunlich seinen Leidenschaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung seines Handwerks Nebensache gewesen, und wenn er davon etwas erlernte, so brauchte er das nur, um seine Schelmenstreiche auszuführen. Er besaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzustreifen, diesen präpariren zu lassen und alsdann, zu Pelz-

decken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geselle wurde, warf er sich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Persönlichkeit. Zu seinem Bedauern reichten aber seine Körperkräfte für ein solches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde schwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwiderstehlich mit fortriß, so war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine seiner Geliebten, die handfeste Köchin eines stillen Hauses, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation sagte: „Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leisten!“

Dieses Wort der Köchin schnitt tief in sein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochseligen König von Babylon auch an einem solch wilden Abend erschien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beschloß, einen anderen Menschen anzuziehen, und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, so wie auch umgekehrt, nur ein kleiner Schritt ist, so warf er sich in die Arme seiner jetzigen Glaubensgenossen und wurde aus einem liederlichen Schneidergesellen ein gnadenerfülltes Werkzeug seiner Partei. Doch bewies sich auch dieses Geschäft im Laufe der Zeiten nicht so lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerst angenehme Condition bei einer gesinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geschäft der männlichen Hülfe sehr benöthigt war, zeigte er sich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlassen werden. Er hatte es darauf versucht, den unverschuldet Herabgekommenen zu spielen und sich, als unverschämter Haus-

armer, vermittelst des außerordentlich fleißigen Besuchs aller möglichen Betstunden zu ernähren; aber hier war die Concurrenz zu groß, und so wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meister Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und gesuchter Meister war, doch schon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, seine sichere irdische Kundschaft zu vernachläßigen, auf die unsichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieser Erde überschütten sollte.

Aber auch im Hause des Meisters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünschte stille und behagliche Asyl gefunden; die Meisterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufstellte: zuerst heiße es arbeiten, und dann erst könne man sich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür sorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von sanft gesinnten Missionären in christliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Missionswerk in ihrem eigenen Hause beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünschte, eine Frau, die verstockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil sie nicht zugeben wollte, daß er, statt die nothwendigen Schulbücher für seine Kinder zu kaufen, sich mit dem sauer verdienten Gelde bei einer Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, — kurz, eine brave und rechtschaffene Frau. Aber eben deßhalb war sie dem Gesellen ein Dorn im Auge, und er dachte schon seufzend daran, sich eine andere Condition zu suchen. Da kam ihm die Teufelsgeschichte des Meisters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu

bedienen, wie ein gefundenes Freſſen. Daß er den Meiſter Schwörer aus allen Kräften in ſeiner Anſicht beſtärkte, er habe wirklich den Teufel geſehen, verſteht ſich von ſelbſt; er erzählte ihm ſchaudervolle Geſchichten von ähnlichen Viſionen, die er ſelbſt gehabt, und hoffte dabei zuverſichtlich, dieſer erſte Beſuch des Böſen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu ſondiren, um ſich im Hauſe irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder alſo geſprochen: „Meiſter, Ihr ſeid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feſte Stütze der Gemeinde," hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: „Ich bin doch ein ganz miſerabler Sünder, und wenn ſich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergeſellen begnügen wollte, ſo würde ich mich gern ſeinen Angriffen bloßſtellen, in der feſten Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigſt gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweiſen, woher er gekommen."

Darauf war der Geſelle wie tiefſinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob ſein Verſtand wirklich durch fortgeſetzten ſchlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten, wiſſen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erſtere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten raſſelte, wachend auf ſeinem Lager ruhte, begann er ſich einzubilden, derſelbe Teufel, der dem Meiſter erſchienen, ſei nun wirklich in ihn ſelbſt gefahren, und ſpielte demgemäß ſeine Komödie ganz vortrefflich. Er ſtöhnte ſo laut und vernehmlich, daß er ſeinen Mitgeſellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er

den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Eberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen, ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungs-Art der freundlich gesinnten Kameraden — sie wurde angewandt vermittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Paars elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde — bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommen unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der

Verſicherung des Beſeſſenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig ſpekulirt; denn ſchon am erſten Tage ſeiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwiſchen Meiſter und Meiſterin, in einer Stube des erſten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgeſinnten Freunden eifrig befragt und unterſucht. Die ganze Geſchichte hatte dem Meiſter Schwörer, als ſie ruchbar wurde, ein außerordentliches Anſehen gegeben, und es fanden ſich fromme Seelen genug, die den Verſuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekannten Verlauf. Der Teufel zeigte ſich in dem Beſeſſenen bald nachgiebig, bald widerſpänſtig, und wenn er gut gelaunt war, ſo erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantaſie entwickelte; hatte er dagegen ſeine ſchlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Perſonen in der Nähe, ſo erging er ſich in ſehr unzarten Redensarten und geberdete ſich überhaupt ſo unanſtändig, wie ſich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hauſe des Meiſters Schwörer eingekehrt. Dieſer konnte ſich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachläßigte ſeine Kundſchaft immer mehr, die Werkſtätte verödete, die Geſellen und der Lehrjunge ſpielten auf dem Schneidertiſche Solo oder ſangen Lieder, die zu den Geſängen im unteren Stock durchaus nicht paſſen wollten.

Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dies ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnappstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief.

Bevor aber die Austreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbler, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den triftigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herrn Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig, und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn

sie auch nicht im Stande sei, diesem Unfug in ihrem Hause zu steuern, so wolle sie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geschlemmt werde, während sie mit ihren Kindern drunten kaum das schwarze Brod habe. Dabei hatte sie mit den ziemlich rostigen Schlüsseln von Speisekammer und Porzellankasten gerasselt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgesehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Scenen, auch nicht besonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, desto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt sie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkstatt, sie schien eine Lust daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, starke und biegsame Stöcke; und später versicherte der benachbarte Schuster, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit seltsamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für schmerzhafter und wirksamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knieriemen.

Unter solchen Umständen wäre der Zweck-Kaffee wahrscheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meister Schwörer eine Schwester, die ebenfalls sehr viel auf Betstunden und noch mehr auf Kaffeegesellschaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch so gut, daß an dem bestimmten Nachmittage der Tisch in zierlichster Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die schönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee so nothwendig sind, wie der Wind zum Orgelspielen. Zur

Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umherſaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geiſt ſich anſchicken müſſe, vielleicht allerlei Erſchreckliches und Grauenhaftes zu ſehen.

Herr Quabbler war eine fette, unterſetzte Perſönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Geſichtsfarbe, beſtändig grinſenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde ausſah und alles zu verſchlingen drohte, was in ſeine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beſtändig von Fett und Saft, und wenn ſie ſich ſchloſſen, ſo brachten ſie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Naſe des Herrn Quabbler war äußerſt gering und zeichnete ſich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren ſo gut wie gar keine vorhanden, wenigſtens verſchwanden ſie faſt gänzlich unter den vorquellenden Backen, und da der Beſitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, ſie, wenn er ſprach oder aß, häufig zu ſchließen oder zu verdrehen, ſo blieb, wie geſagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth geweſen wäre. Auf ſeinem dicken Kopfe hatte er ein ſchwarzes, grau melirtes, ſtarkes und ſtruppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem ſtierähnlichen Halſe; um dieſen Eindruck zu ſchwächen, pflegte ſich derſelbe aber meiſtens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So ſtand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, feſtlich anzuſchauen, vor dem Kaffeetiſche, und während er beide Hände auf dieſen ſtützte, hatte er das Geſicht gegen die Zimmerdecke erhoben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz,

die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden-Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und liederlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: „Jemand, der es gut mit der Familie meint." Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: „Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, — ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn — — — — Doch," fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, „gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. — Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin," schloß sie alsdann, „und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit."

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese ano-

nymen Briefe erhalten, um sich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beschwörung hatte Frau Wendeling — so hieß die eben Erwähnte — eine Freundin mitgebracht, die durch Verkettung seltsamer Umstände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu spielen. Ihr Kopf hing beständig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzustellen, nach der anderen, Arme und Beine schlotterten ordentlich, und so sah der ganze Körper gerade so aus, als ob sie, nach Art gewisser Marionettenpuppen, an einer unsichtbaren Feder hinge. Dabei pflegte sie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe sie sprach, nach Luft zu schnappen, wobei dann der überflüssig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Brust zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erschien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieses Contrastes wegen, und auch, damit die Leute sagen möchten, sie, die Wendeling, müsse doch, trotz ihres bösen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte sie sonst so harmoniren mit einem sanften Wesen, wie die Schlapperbach?

Die weiteren Assistenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fischer, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Ersten sagte die böse Welt, er leihe gegen wucherische Zinsen auf Faustpfänder; das Spezereigeschäft des Zweiten nannten schlimme Zungen ein Spitzbübereigeschäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht sei, wo Wasser unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Rosinen gethan und wo falsche Gulden- und Kronenthalerstücke nicht auf den Laden-

tisch genagelt würden. Was den Dritten, den Bäcker Fischer, anbelangte, so war es ihm eigentlich noch nie bewiesen worden, daß sein Brod zu naß und seine Semmeln zu klein seien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlassungssünden an, welche darin bestanden, daß er als Hauptgauner am Tage vor dem Brodaufschlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu lassen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl besser verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte also die Hände auf den Tisch gestützt, wobei seine Finger aussahen wie zehn dicke Würstchen, die, wo sich die Gelenke befanden, kunstreich unterbunden schienen. Obgleich sein Gesicht noch immer nach oben gekehrt war, so blickten doch seine Augen nach wie vor auf den dampfenden Kessel, und während er seinen Mund zuweilen leise schmatzend schloß, schien seine Nase sehr beunruhigt zu werden von den aufsteigenden süßen Düften.

Herr Quabbler wollte sprechen, denn er bewegte seine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Versammlung.

„So sind wir denn hier bei einander," sagte er mit einer fetten, etwas heiseren Stimme, „um im Namen des Himmels ein segensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder sind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder sind, voll Selbsterkenntniß und Bewußtsein unserer Schwäche, so wird Niemand in seinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit sage: Es ist die wahre und aufrichtige Selbsterkenntniß, welche uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig ist, zuerst den gebrechlichen, irdischen Leib zu stärken, damit sich alsdann der Geist frei erheben kann

über die befriedigte, traurig materielle Masse. So langet denn zu, Brüder und Schwestern, und Jeder stärke sich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geist zu erheben, daß es ihm ermöglicht sei und daß er sich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürsichseins und Andersseins."

Darauf nun scharten sich die Brüder und Schwester um den Tisch, und Jeder aß und trank an und für sich so viel, als möglich war, und stopfte in sich hinein, daß es nicht anders sein konnte, als sie lebten wirklich des festen Glaubens, miserable Sünder zu sein, die sehr vieles Kaffee's und sehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedurften, um die Materie wie einen bösen Kettenhund zu bändigen, damit das gefesselte Thier nicht schnappe nach den Waden des aufsteigenden Geistes.

Den Helden des Tages besorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel süßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei sie erschrecklich seufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Mensch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel besessen sei. Da sie aber eine rege Phantasie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, so hoffte sie allerlei und erging sich in Möglichkeiten und verlor sich so in Muthmaßungen, daß sie, als Frau Wendeling, ihren stieren Blick bemerkend, sie fragte: „Woran denkt Sie, Schlapperbachin?" — verwirrt zur Antwort gab: „Ach, wie kann man einem jungen Mädchen so verfängliche Fragen thun!"

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verschwunden, auch der Bäcker Fischer mehrmals auf seine Uhr geschaut, wischte sich Herr Quabbler sein großes Maul ab und erhob

nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke.

Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich aus, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing — dabei bediente er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu—ta—ti—te —tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa—we—wi—wo—wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte — da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzu-

werfen habe. Nur ein einziges Mal erſchien in ihrer düſteren Phantaſie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit profanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte ſich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu ſchenken. Vorbei, vorbei!

Unterdeſſen nahte ſich der große Augenblick. Der beſeſſene Schneider bekannte ſich zu der Idee, es ſei ihm in dieſem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen ſei, rückwärts am Schwanze wieder herausgezogen. Herr Quabbler war groß in dieſem Augenblicke. Seine braunrothe Geſichtsfarbe ſpielte ins Bläulich-Violette; er ſchloß ſeinen Mund gar nicht mehr, ja, die ſich immer mehr ſteigernden Beſchwörungsformeln ſchienen unmittelbar aus ſeinem Bauche aufzuſteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort ausſprach: Praecipio in nomine Domini, vade, Satana! da — — ſprang die Thür auf, und Madame Schwörer erſchien in ſehr unlieblicher Geſtalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hauſe aufgeregt, hatte ſie vor dem Zimmer Einiges von dem geſprochenen Unſinn erlauſcht und geberdete ſich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte ſich durch das haſtige Eintreten verſchoben und ſaß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburſchen; den linken Arm hatte ſie in die Seite geſtemmt, und in der rechten Hand trug ſie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß ſich im Augenblicke ihres Erſcheinens die Jungfer Schlapperbach ängſtlich an den Meiſter Schwörer anſchmiegte, vielmehr las ſie ſich dieſe

arme alte Jungfer als erstes Opfer ihrer Wuth aus, faßte sie hinten am Genick, schwang sie wie einen Haderlumpen und schleuderte sie gegen das Sopha, wo sie zusammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraschte Versammlung an und schrie mehr als sie sagte: „So, ihr Teufelspack, ihr wollt böse Geister austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem höllischen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! — Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erscheine, sehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hause oder meinetwegen zum Teufel zu scheren."

„Weib!" rief Meister Schwörer, der sich wunderbarer Weise am ersten aus seiner Erstarrung erholt hatte, — „Weib, du wagst es?"

„Was wage ich, sauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine solche Teufelsbrut! Aber ich sage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! — — Ist es nicht eine Schande von euch allen?" fuhr sie in erneuter Wuth nach einem festen Rundblicke fort. „Da ist der Herr Meier!" schrie sie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und sehr komischen Knix; „und der Herr Müller!" — abermaliger Knix — „und da Herr Fischer?" — dritter Knix. — „Habt ihr Scham im Leibe? Aber was spreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!" wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten

Bäcker doch etwas zu ſtark. Es ſchien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht in dieſem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! — —

Geneigter Leſer! Haſt du den Propheten geſehen? Wir meinen den Meyerbeer'ſchen. Erinnerſt du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet ſeiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort ſpricht Jan von Leyden: „Rührt nicht an das Haupt jener Frau; ſeht ihr nicht, daß Wahnſinn ihren Geiſt umflort?" Hier ſprach Herr Quabbler: „Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, ſeht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher ſiegreich beſchworen, in den Körper dieſes unglücklichen Weibes gefahren iſt?"

„Ja, ja," rief der Bäcker Fiſcher, indem er einen Schritt zurücktrat, „ſie hat den Teufel im Leibe."

Und der Meiſter Schwörer ſchlug die Hände vor das Geſicht und klagte jammervoll: „O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! — —"

Nun gibt es aber bei den ſchwerſten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erſchöpft zu ſein ſcheint, wo die blaßfarbene Maſſe des ſchweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängſtlichen Menſchheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande ſcheint, die Bäume in ſeinem Grimm niederzubeugen, ſondern wo die armen erſchreckten Blätter ſich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entſetzliches befürchtend nach dieſer unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. — —

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene, röthlich angestrahlte Wolke; in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabbler gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

„Da, da, da ist er!“ schrie Meister Schwörer, „in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!“

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen, und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffal-

lende Verwirrung auf allen Geſichtern bemerkte, lächelte ſie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Geſtalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige paſſende Worte zu ſagen, als an dieſem Nachmittage der Ereigniſſe ſich ein neues begab, welches den gewiß freundlichen Geſinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war — genug, ſie erhob ſich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als ſie den Ausruf des Meiſters Schwörer gehört, dies ſei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erſchienen, rief ſie kreiſchend aus: „Alle Gläubigen ſind berufen, ſich mit der Hölle in einen Kampf einzulaſſen! So will ich denn ſiegen oder untergehen!“

Mit dieſen Worten ſchnellte ſie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieſer ſeinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr ſie ihm mit allen zehn Fingern in das Geſicht, und wo dieſe ſeine Wange oder ſeine Naſe berührten, da rieſelte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach dieſem Attentate wie ein Flederwiſch zu Boden und in Ohnmacht fiel, verſteht ſich ganz von ſelbſt; man achtete auch in dieſem furchtbaren Augenblicke nicht weiter auf ſie, und ſie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder ſie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geſchleppt hätte.

Daß die lange Geſtalt nach dieſem mörderiſchen Angriffe auf ihre Naſe im erſten Augenblick an dieſer herunter ſchielte, verſteht ſich von ſelbſt; doch hielt Meiſter Schwörer dieſes Schielen für einen Anfang hölliſcher Wuth und verbarg ſich

hinter Herrn Quabbler. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

„Ist das eine Art, ihr Lumpenpack," rief dieser im höchsten Zorn, „einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch, die ihr wie Männer aussieht, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe, und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen."

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurück-

zuhalten. Dabei rief er aus: „Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr scheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts schaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, so will ich mit Hülfe meines spanischen Rohrs an diese Arbeit gehen, ihr unsauberes Volk, ihr!“

Alsbald hob sich auch der Stock der langen Gestalt und fiel so kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieser laut aufschrie und zurückfahrend den Meister Schwörer so heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieser, um sich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, stürzte auf Herrn Müller, der sich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Gestalt losschoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe, und da es ihn in tiefster Seele schmerzte, seinen Propheten so behandelt zu sehen, so machte er aus der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigstens den schwachen Versuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber stand anfänglich wie eine Mauer, ja, wir müssen gestehen, daß sein Auge wie verklärt aussah, als er nun sein langes spanisches Rohr wie ein Schlachtschwert gebrauchte und dabei mit kunstgerechten Hieben die ganze Versammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er sich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen hastiger zu folgen; so wurde er allmälig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geistesgegenwart warf er sich in diesem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweise die Halsbinde

des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfalle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenpfosten zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden.

Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekommenen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: „Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!“ in

ihre Arme; und Zacharias ließ sich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn ist, erfuhr Herr Larioz. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken versicherte ihm die Meisterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, seit seinem ersten Erscheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er schuld sei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das schon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerkratzte wieder zu seinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthlose Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wischte er sich nothdürftig das Blut von der Nase und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das spanische Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Meister Schwörer wurde zu Bette gebracht, und statt daß er wie früher die Ermahnungen seiner Frau, er solle doch einmal von jenen traurigen Geschichten, die das ganze Hauswesen zu Grunde richten, ablassen, mit den kräftigsten Gegenreden zurückgewiesen hätte, nickte er heute stumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über seine trüben Züge, wenn er vor sich hin murmelte: „Also war es wirklich kein Teufel, und so hat er auch den Gottschalk nicht geholt!“

Die Kaffee- und Beschwörungsgesellschaft droben verlor sich lautlos. Wer zuerst und zuletzt ging, wird man nie mit Bestimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fischer, sowie auch der Elberfelder müssen die Stiege hinabgeschlichen sein, wie begossene Hunde, ebenso Madame Wendeling und

Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Der Schlag, den Eugenie auf das Geſicht des unverſchämten Kammerdieners geführt, ſchien auf verſchiedene Art das ganze Haus getroffen, es erſchüttert und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, ſo zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Waſſer für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verſchmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Naſe bis zum Halſe hinunter, wobei er ſchmunzelnd ſagte: „So hat er's gekriegt — und feſt!“ Die Köchin ſtemmte ihre Arme in die Seiten, indem ſie verſetzte: „Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat ſie eine gute That gethan!“

Der alte Baron hatte die Scherben ſeines koſtbaren Gefäſſes mühſam auf dem Boden zuſammen geſucht und war ſeufzend in ſein Zimmer gegangen, um den Verſuch zu machen, die Vaſe wieder zuſammenzuſtellen; doch war das keine ſo leichte Arbeit, und wenn er ſich auch im Anfang unſägliche

Mühe gab, die Stückchen an einander zu paſſen, ſo ſchien er doch bald zu ermüden, und die Finger ſpielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken verſunken, vor ſich hinſtarrte; er konnte das, was vorhin geſchehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er ſie ſich vorgeſtellt, vereinigen; Eugenie ſollte das Haus verlaſſen — ſie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei ſo vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eiferſucht darüber wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn ſolches einmal geſchah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen — und ſie ſollte das Haus meiden, ihn allein laſſen mit der Baronin, mit — François! Wenn er freilich über die finſteren Klippen dieſer Gedanken hinüber war, ſo glätteten ſich ſeine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn ſpäter heitere Tage noch daraus entſpringen könnten. — —

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er ſeinen Fauteuil gewandt, um bei der ſpielenden Flamme vorbei durch die Fenſterſcheiben in den ſtillen Wald blicken zu können. Schon lange hätte er Eugenien eine angenehmere Exiſtenz gewünſcht, ſchon lange war er entſchloſſen, ihr dieſelbe in ſeinem Hauſe zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind ſeiner Schwägerin in ſeinem Hauſe aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch ſchwärmte er dafür, ſein Haus mit einem jungen freundlichen Weſen zu beleben; es war ihm zu ſtill und einſam dort, deßhalb hatte er auch ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, die Geſellſchaft ſeiner früheren Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Frau von Breda

hatte ein ſtilles, faſt verſchloſſenes Weſen, ſie war gern allein, ſie ſprach nicht viel, ſie liebte es nicht, in Geſellſchaft zu gehen, noch ſolche bei ſich zu empfangen. Das alles gab dem großen, ſchönen Hauſe ein faſt trauriges Anſehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um friſche Luft herein zu laſſen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und dieſe bisher verſchloſſenen, ſo ſtillen Appartements erſchienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Geſtalt; die Fenſter waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumenduft drangen herein, der Hauch der Einſamkeit und der Langenweile, welche in ihnen gebrütet, verſchwand vor dem friſchen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da ſaß ſie am Fenſter und rief luſtig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde ſprang, ſo ging er nicht mehr leiſe und bedächtig über den Teppichſtreifen, ſondern er ſprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß ſeine Sporen klirrten und daß die Blumen in den jetzt leeren Käſten an der Treppe ſich bewegten und wie freudig nickten. Sie ſprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte ſie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr ſo luſtig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan — er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Menſch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächſten Sekunde, daß ſolches Träumen doch nur ein Traum ſei und bleiben müſſe; und als er das gefühlt, geſtaltete er ſeine Phantaſieen anders; auch jetzt waren die Appartements ſeines Hauſes geöffnet, und an den

offenen Fenstern saß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er es sonst wohl zu thun pflegte; er reichte seiner Frau die Rechte, während er die Linke auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte sie, wo Onkel George gewesen sei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernsten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauschen.

— — So träumte er; aber wenn er zuweilen aus diesen Träumen auffuhr und sich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da spielte ein eigenes, ernstes, fast schmerzliches Lächeln um seine Züge; er konnte dann die Lippen zusammenpressen, nachdenklich in die Kamingluth schauen und, wenn dort ein glühendes Holzscheit knisternd zersprang, daß Tausende von Funken emporflogen, auffahren und sagen: „Ich bin nicht das Schicksal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geschehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürge ich mir selbst mit meinem festen Willen."

Die Baronin hatte unterdessen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich sie anscheinend sehr ergeben und ruhig war, so zuckte es doch schmerzlich um ihren Mund, und sie wandte häufig den Blick ab, um den sonst so klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig sinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlassen solle, das junge Mädchen bestimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu sagen:

Onkel George, es ist doch besser, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter so unbefangen wie möglich, sprach über Dies und Das, wobei sie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und sagte: „Es ist schon lange meine Absicht gewesen, dem Wunsche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu lassen. Du bist jetzt erwachsen, die Einsamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Gesellschaft kennen und mit Menschen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede sein, in einer Stunde bist du wieder hier oder sind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie," sprach die Mutter, indem sie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umschloß, „es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist; der Himmel wird weiter helfen."

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter so aufnahm, wie diese sie sprach, oder ob sie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, sie nickte häufig mit dem Kopfe und sprach: „Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünscht, und das Haus der Tante ist nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da sein will."

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch besann sie sich eines Anderen und meinte: „Ich kann das diesen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchst, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willst, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth sind, einen vorläufigen Abschied zu nehmen, so habe ich nichts dagegen."

Das ſagte ſie nur, um allein zu ſein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte ſo vollkommen mit dem Wunſche des jungen Mädchens zuſammen trafen.

Eugenie ſtand am Fenſter und hatte ſchon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeſte weit über den Boden ausbreiteten, wo verdorrte Blumen, braune Gräſer und gelbrothes Laub deutlich den ſpäten Herbſt anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächſten Umgebung des Waldſchloſſes haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der ſich dort ausbreitete, ſondern ſie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, ſich dann zwiſchen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke ſichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verſchwand.

„Wenn du meinſt, will ich ſo thun," ſprach das Mädchen nach einer kleinen Pauſe, wobei ſie forſchend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Geſicht abwandte und ſich mit einem kleinen Nachtſacke zu ſchaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ ſtill das Zimmer.

Als ſie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam — ſie hatte es ſorgfältig vermieden, bei dem Frühſtückszimmer, wo ſich Onkel George befand, vorüber zu gehen — verließ ſie ſogleich das Haus und wandte ſich ſo um daſſelbe herum, daß weder Herr von Breda noch ſonſt Jemand, der zufällig am Fenſter geſtanden, ſehen konnte, welchen Weg ſie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, ſchlug ſie einen Pfad ein, der ſcheinbar von demſelben abführte; ſcheinbar ſagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgeſtiegen war, an deren Rand das Waldſchloß lag, und nachdem ſie eine kleine Brücke überſchritten, unter

welcher das Abwaſſer des See's dahin floß, ſtieg ſie wieder aufwärts und befand ſich in kurzer Zeit auf der Fortſetzung jenes Weges, den ſie droben vom Fenſter aus geſehen.

Wie war der Wald ſo ſtill! — ſo ſtill, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräuſch machte, als ſtampfe Jemand abſichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwiſchen den Zweigen vorbei ſtreifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es iſt etwas Eigenthümliches um ſo einen herbſtlichen Wald; zahlreiche Echo's, die ſich im Sommer wie unter dem Laub verſteckt hielten, ſcheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du ſprichſt, mit dem Ton einzelner Vogelſtimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat ſich jetzt die Ausſicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den du gehſt, ſchon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da ſiehſt du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich ſchützende Laubwände, jetzt iſt rings um dich Alles offen, tauſende von für dich unſichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauſchen.

Auch Eugenie, wie ſie ſo dahin wandelte, ſchien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigſtens blickte ſie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachſpitzen des elterlichen Hauſes ſah, oder zu beiden Seiten, wo ſich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern ſchob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb ſie auch ſtehen

und lauſchte auf irgend ein Geräuſch, welches hörbar wurde. Doch ſchritt ſie gleich darauf beruhigt weiter; denn was ſie gehört, ergab ſich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn ſie ſo darauf hinlauſchte, ſo that ſie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorſicht oder der Angſt — im Gegentheil, die bekannten Waldtöne ſchienen ſie zu freuen, und wenn ſie darauf horchend ſtehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſagen: ach, ich kenne dich, du biſt Das und Das! — ſo hob ſie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abſchied.

Ja, ſie nahm Abſchied, herzlichen Abſchied von dem Walde, in dem ſie ſo zu ſagen aufgewachſen war, deſſen innerſtes Thun ſie kennen gelernt, deſſen geheimſtes Leben ſie belauſcht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verſchwiegener Freund, deſſen ſchönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünſche anvertraut und der ſie mit Licht und Schatten, mit Vogelſang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüthen und murmelndem Waſſer erquickt, beruhigt und getröſtet — ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm ſie auch ſo herzlichen Abſchied von ihm; rechts und links ſtreckte ſie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war; über die Rinde alter Bäume ſtrich ſie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ ſie durch ihre Finger gleiten, und wo ſie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder friſche Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr ſie leicht darüber hin, wie durch dieſe Berührung Abſchied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb ſie ſtehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte ſie ein für dieſen Wald ſeltenes Geräuſch

vernommen zu haben — das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräusch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verschwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder steinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und sprach zu sich selbst: „Wie man sich täuschen kann! Es ist gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven sind aufgeregt, ich phantasire. Wo sollte eine Equipage herkommen? — das Coupé von Onkel George? — Kindische Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein, es war ein Holzwagen!" Das sprach sie decidirt und wie Jemand, der bei sich alle Zweifel niederschlagen, sich selbst überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Besitzthums hatte Eugenie links hinter sich gelassen und befand sich auf anderer Leute Grund und Boden — auf fremdem, dürfen wir nicht sagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, selbst der kleinste Pfad bekannt gewesen, und sie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte sie doch in ihrem Alleinsein und bei der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses halbe Tage lang die Wälder durchstreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einst mitgebracht und lachend zu diesem Zwecke überreicht. War sie doch so bewaffnet nicht so bald von den Förstern und Jägern der angrenzenden Reviere gesehen worden, und hatten diese ihren Herren von der schönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Besuche oder sonstigen

näheren Verkehre auf dem Waldschlosse durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlassung hatten, Botschaften dorthin schicken, es würde sie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war sie auch diesen Herren selbst begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechselt und sich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das schöne Mädchen merkte, daß diese Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlassen konnte, so wußte sie es so einzurichten, daß sie Wege fand, auf denen sie den andern Jagdeigenthümern nur höchst selten noch begegnete. Dazu aber, sowie überhaupt, brauchte sie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem sie im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der sich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligste und thatkräftigste annahm. Und einen solchen guten und zuverläßigen Freund hatte sie in einem alten Forstwart gefunden, der früher zur Dienerschaft ihres Vaters gehört, mit dem Zusammenschmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienste des Grafen Helfenberg übergetreten war, dessen Ländereien in einem weiten, fast drohenden Bogen das kleine Waldschloß mit seinem bischen Gehölz umschlossen.

Der Forstwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hause Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Wasser vorbeifloß, das von dem stillen See am Waldschlosse her kam. „Wie mich das freut," hatte der Forstwart oft zu dem jungen Mädchen gesagt, „daß ich hier dasselbe Wasser trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod essen muß!"

„Ja, das ist sehr schön," lachte das damals noch sehr

kleine Mädchen, „und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, ſo werf ich dir Blumen in den See, und dann haſt du auch etwas von mir.“ Daß dieſe Blumen unterwegs zerriſſen hängen bleiben mußten an den Felſen und dem Geſträuch, das ahnte ſie damals noch nicht, wo das Leben ſo glatt und klar vor ihr zu liegen ſchien, und wo ſie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felſen, die uns hemmend entgegentreten, dachte. Auch Klaus hütete ſich wohl, ihr dieſen guten Glauben zu nehmen, und verſicherte, er freue ſich wie ein Kind auf das herabſchwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen ſagte darauf: „Es iſt ſchade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüſſe und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, ſo müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daſelbſt ankommen.“

Daran dachte Eugenie, als ſie über den ſtillen, einſamen Waldpfad ſchritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forſtwartes vor ſich liegen ſah. Hier blieb ſie einen Augenblick ſtehen, drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Bruſt, und es that ihr unendlich weh, daß ſie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben ſtand und daß ſie nun ſo bald nicht wieder in die ſtille Hütte da unten eintreten ſollte. Und wie manche, friedlich einſame, aber liebe Stunden hatte ſie dort verträumt! Wie oft war ſie gekommen, daß der Forſtwart nicht daheim war, alſo Niemand in Zimmer und Haus! Denn ſeine Frau hatte man ſchon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund ſchlug wohl leiſe an, wenn ſie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr ſprang er freundlich um ſie herum und wedelte ſo zuthunlich, als wollte er ſie einladen, näher zu

kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat sie dann auch in die stillen Räume und sah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlassen; da konnte sie für sich so herzlich lachen, daß es laut hinausschallte, wenn sie bemerkte, wie das Brod auf der Fensterbank lag, die leere Kaffeetasse auf der Erde stand — denn die Katze hatte den Rest ausgeleckt — und wie das noch vom gestrigen Regenwetter nasse Wamms, statt in der Luft aufgehängt zu sein, zusammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthschafterin zu spielen! Sie stellte Alles auf den gehörigen Platz, sie öffnete das Fenster, sie kehrte die Stube und war dabei so vergnügt, und sang Melodien, die ihr sonst nie in den Kopf kamen. Sie holte frisches Wasser am Brunnen und betrachtete sich selbst lächelnd und voll Freude, während sie so dahin ging mit den beiden Krügen in den Händen; dann pflückte sie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that sie in eine Schüssel, die sie auf den Tisch stellte, ordnete die Blüthen zu einem Kranze, legte Moos auf die Stiele und begoß das mit Wasser. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und sie schaute zufrieden in der reinlichen und geschmückten Stube umher.

Da war Alles so feiertäglich still, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenstrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder spielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Wasser so geheimnißvoll, und zuweilen, wenn sich ein leichter Wind erhob, rauschten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umstanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchen-

gold. Ja, es war hier in der alten, einsamen Jägerhütte so märchenhaft wie sonst nirgends, und wenn Eugenie wie sie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor sich hinstellte, die Bilderbibel vom Gesimse nahm und aufgeschlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und schnurrend zur Thür herein kamen und sich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinschmiegten, und wenn man sie dann so mild und freundlich lächelnd da sitzen sah, das klare, leuchtende Auge wohlgefällig vor sich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulassen, welche sanft ihre Brust schwellten — so war das alles wie die wunderbare Illustration zu einem Märchenanfang: —. Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hause blieb. Da geschah es denn eines Tages, daß, als sie ihre häuslichen Geschäfte besorgt, sie sich zum Ausruhen niederließ, und vom Gesang der Vögel und vom Rauschen des Windes in den Blättern sanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn so war es in der That Eugenien einige Male passirt; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten sie ermüdet, und als sie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und sich in einen schattigen Winkel gesetzt hatte, entschlief sie unter dem Rauschen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geschnurre der Katze. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große, starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und

Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Lieblichste sei; ja, sie wandten sich an das junge Mädchen zur Entscheidung, und diese wollte schon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an seinem Platze das Schönste und Lieblichste sei. Da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen auf die Fensterbrüstung gelegt, und zwar, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, sie meinte, sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lächelnd das wunderschöne Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer. Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blicke, und daß der Reiter so hereinschaute, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete so auf ihn und stellte ihn wie verklärt

unter das dunkle Blätterdach, als habe ſie ihre Freude an ihm und als wolle ſie, daß das junge Mädchen ſich ſein Bild recht feſt einpräge.

Ob das geſchah, ſind wir nicht im Stande, dem geneigten Leſer anzugeben; nur ſo viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, ſo wie der Reiter ſich vom Fenſter entfernte, Eugenie mit dem großen Hunde, der ſich an ſie geſchmiegt hatte, näher dahin ging, und daß ſie, jetzt hinausſchauend, ihn ſchon auf der Höhe droben ſah, wie er luſtig hinauf ſprengte — es war eine leichte, ſchlanke Figur, und er ſaß ſchön zu Pferde, das konnte ſie beurtheilen; er hatte ein graues, kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem ſtarken Spielhahnfederbuſch.

Ehe er droben zwiſchen den Bäumen verſchwand, wandte er ſich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab — gegen das ſtille Jagdhaus — an das ſchöne, ſchlafende Mädchen denkend — oder galt ſein Gruß dem freundlichen Thale? — Wer konnte das wiſſen? Wer konnte das ſagen? — Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen ſeines Pferdes zwiſchen den grünen Bäumen verſchwunden war und nie, nie mehr zum Vorſchein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, ſagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er ſich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der ſie hier Alles geordnet: „Der draußen hat Sie wohl recht erſchreckt? Es iſt ein wilder Burſch, namentlich wenn er zu Pferde ſitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hinein reitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm.“

„Und wer iſt er denn?“ fragte das junge Mädchen faſt gleichgültig.

„Oh! oh!“ meinte der Jäger, indem er ſich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, ſein Gewehr an die Wand zu hängen, „es iſt ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerburſche beim Grafen Helfenberg — eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort.“

„So, er geht fort,“ ſagte nachdenkend das Mädchen.

„Ja, er geht fort,“ entgegnete kopfnickend der Jäger, „und es iſt gut ſo. Haben Sie nicht zufällig zu Hauſe gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reiſe macht?“

„Ach ja, Papa hat davon geſprochen; er geht nach Italien.“

„Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott ſchenke ihm ein ruhigeres Blut, das wünſche ich ihm von Herzen,“ ſprach der Jäger, indem er beinahe düſter die Augenbrauen zuſammenzog und über ſein graues Haar ſtrich. „Es iſt im Grunde ein guter Burſch, aber wild, wild bis zu allen Exceſſen.“

„Nun, und dein Vetter?“ fragte Eugenie nach einer Pauſe, „was hat der mit der Reiſe zu thun?“

„Ja ſo, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm — na, das wird eine ſchöne Wirthſchaft werden!“

Weiter ſagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber ſie vergaß den Augenlick nicht, wie ſie zum Fenſter hinausgeſchaut, und wie ſie, draußen von der Sonne hell beſchienen, das lachende und freundliche Geſicht, von blonden Locken eingerahmt, geſehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus beſucht, hatte auch das Zimmer dort

häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeſchlafen, wenn ſie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erſcheinung wie damals hatte ſie nicht mehr gehabt — jene Erſcheinung, die ſie immer noch nicht vergeſſen hatte. Wohl fragte ſie auch zuweilen den alten Klaus nach ſeinem Vetter und wollte wiſſen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf ſeinen Reiſen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achſeln zu zucken und zu ſagen: „Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es iſt nicht, daß man ſich darüber freuen kann.“

„Und werden ſie bald wieder kommen?“

„Ja, es heißt ſo. — Meinetwegen blieben ſie ſchon noch eine Zeit lang weg.“

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als ſie auf der Höhe ſtand, wo man auf den Bach und die breitäſtigen Bäume hinabſchauen konnte, an derſelben Stelle, wo damals der junge Reiter verſchwunden war und wo ſie jetzt am heutigen Morgen ſich abermals befand, ſah ſie den alten Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, ſondern er ſprach mit Jemand, der im Sonnenſcheine auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, während er ſelbſt Eugenien den Rücken zuwandte. Beſuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte ſie auch aufmerkſam hin, und als ſie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, ſowie einen grünen Jagdhut, da ging ſie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den ſie im Sonnenlichte geſehen. Sie war im Begriffe, umzukehren — weßhalb, wußte ſie eigentlich ſelbſt nicht — da hatte der Unbekannte ſie entdeckt, er ſagte zu Klaus einige

Worte, ſo daß ſich dieſer nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers ſein, der ja von den Reiſen zurückerwartet wurde? — Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, ſo war das doch eine ganz andere Erſcheinung. Wohl gedachte ſie noch des Reiters, der ſo flüchtig aufwärts geſprengt, der ſich ſo leicht im Sattel gewandt — und doch, wie ſie näher trat, wie der junge Mann ſich mühſam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr ſtand, da war es ihr gerade, als finde ſie in der Figur und im Geſichte des Unbekannten etwas, das ſie an den Reiter von damals erinnere. — Schrecklich! Sie blickte faſt verlegen auf Klaus, der achſelzuckend ſagte:

„Da iſt mein Vetter wiedergekommen, es iſt ihm auf den Reiſen ſchlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden ſich ſeiner kaum noch erinnern.“

Zweifelnd ſchaute Eugenie empor und fragend, als wünſche ſie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch ſelbſt graute; denn es konnte nicht anders ſein: das war der Reiter von damals, er ſelbſt, und doch wieder ſo ſchrecklich anders!

Mühſam hatte ſich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er ſich auf einen Stock ſtützte, den er in der rechten Hand trug, und während er dieſe Anſtrengung machte — denn es war eine Anſtrengung für ihn — huſtete er leiſe, aber mehrere Male nach einander und ſo hart und ſchwer, daß ſich auf ſeinen bleichen, eingefallenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er faſt traurig und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Ja, Vetter Klaus hat

Recht, es ist mir auf meinen Reisen nicht besonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan."

Eugenie stand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raschen, hübschen Reiters war in ihren Gedanken freilich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn sie sich in dem alten Jägerhause befand und in das Sonnenlicht hinausschaute, war es frisch und lebendig vor ihre Seele getreten. Nach und nach wäre es ausgelöscht worden, und sie hätte es vergessen, wie man so Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder so klar vor sie hin, als erwache sie aus ihrem Schlummer und als sprenge er dort die Anhöhe hinan. Und während sie ihn frisch und gesund dort verschwinden sah, stand er jetzt in Wirklichkeit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht stilles, trauriges Lächeln; sie neigte den Kopf etwas, und während sie mit der Hand über ihr Haar fuhr, sprach sie: „Es thut mir recht leid, Sie so wiederzusehen. — Aber ich bitte, setzen Sie sich nieder," fuhr sie rasch fort, als sie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf seinem Gesichte leuchtete.

„Ja, setz dich nieder," meinte auch Klaus mit besorgter Stimme. „Das gnädige Fräulein ist so gut, daß sie das gewiß nicht übel nimmt. — Ich habe nur um Entschuldigung zu bitten," setzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geschwiegen, „daß ich eigentlich schuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen lassen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erspart worden."

Als das der Jäger sagte, blickte sein Vetter aufmerksam, ja, ängstlich auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Doch verſetzte dieſe beinahe unmuthig: „Rede doch nicht ſo ſeltſames Zeug; erſtens komme ich zu dir auf Beſuch, und ich meine, es iſt mir immer recht geweſen, was ich hier gefunden; dann aber ſollteſt du mich beſſer kennen und mich nicht für ſo hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Vetters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders geſehen oder ihn mir vielleicht anders vorgeſtellt. — Und wenn ich ihn genau betrachte," fuhr ſie begütigend fort, „ſo — ſo — ſo — ſieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend ſein, und ich hoffe," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder friſch und munter da hinaus reiten."

„Wie ich Ihnen für dieſe Worte genugſam danken ſoll," hatte hierauf der Vetter des Jägers geſagt, „weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein verſichern, daß keiner meiner Bekannten mich ſo lieb und freundlich willkommen geheißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie ſehr, ach, ſehr hochſchätze und verehre."

Nach dieſen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um ſie zu küſſen; doch mochte ihm das Unpaſſende hiervon augenblicklich eingefallen ſein — genug, er zog ſich bitter lächelnd zurück und ſtarrte darauf finſter vor ſich nieder.

Klaus begann nach einer Pauſe wieder: „Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gaſſe, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weiſe ſeinen Dienſt aufgeben müſſen, bis — er wieder hergeſtellt ſein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die friſche Waldluft angerathen, und deßhalb beſucht er mich und wird

auch häufig kommen, wenn — das gnädige Fräulein nichts dagegen hat."

„Du ſprichſt wunderlich, Klaus," verſetzte Eugenie, „was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich ſo wäre, würde ich ſo hartherzig ſein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? — Gewiß, ſo gern ich komme, ſo würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte, daß mein Beſuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre."

„Das kann und wird nie der Fall ſein," entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. „Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu ſetzen, ſo bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein ſind als ſo gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu ſehen."

„Ja, das muß ich bekräftigen," ſagte der alte Jäger. „Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da iſt es bekannt, daß die biſſigſten Hunde dem gnädigen Fräulein ſchmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geſchöpfe unter den Menſchen, namentlich hier im Walde unter den Wildſchützen; und ſelbſt denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finſteren Züge, wenn ſie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen ſehen."

So war es geweſen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach ſeiner italieniſchen Reiſe wieder geſehen; und darauf ſah ſie ihn öfter; denn wegen der friſchen Waldluft hielt er ſich meiſtens in dem kleinen Jägerhauſe auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den ſeitab liegenden Wieſen, ſo kam er doch immer mit langſamen Schritten und ge-

beugt an ſeinem Stocke daher, ſo oft das junge Mädchen die Waldhütte beſuchte.

Anfänglich hatte ſeine Gegenwart wohl etwas Störendes für ſie gehabt; ſie mochte oder konnte nicht ſo frei in dem Häuschen wirthſchaften, wenn er draußen vor der Thür ſaß; bald aber gewöhnte ſie ſich daran und erlaubte ihm ſogar, ihr, wie er bat, kleine Dienſte zu leiſten, ſo das Herbeiholen von Waſſer und Blumen, das Wegſchaffen welker Blätter, wenn ſie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann ſie ſogar, ihm, wenn er ſo einſam und traurig, mit trüben Blicken vor ſich hinſtarrend, auf der Bank ſaß, irgend eine Frage zu ſtellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu ſagen. Und als ſie das einmal angefangen, erſtaunte ſie, denn ſie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wiſſe, als man ſonſt gewöhnlich bei Leuten ſeines Standes findet. Dabei brachte er ſeine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, ſich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburſchen, zu ſprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reiſen in Italien, und da erſtaunte ſie mehr und mehr, wenn er ſich oft gehen ließ, ſeine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhafte Schilderung friſch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, ſogar hier und da von Muſeen und Gallerieen ſprach, wobei er dann wie entſchuldigend hinzuſetzte: „Das gnädige Fräulein werden ſich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen ſpreche; doch bin ich mit dem

Grafen erzogen worden, habe zuweilen an seinen Lehrstunden Theil nehmen dürfen, und er war so freundlich, mich während der Reise überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen."

So wurde manche halbe Stunde zwischen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank saß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beschattete, gelehnt, neben ihm stand. Wer die Beiden sah, konnte sich eines Gefühls des tiefsten Mitleidens für den armen Menschen nicht erwehren, der zusammen gebeugt auf der Bank ruhte, schnell und doch so mühsam athmend, daß jeder Zug an seinen Schulterblättern auf dem Rücken sichtbar war. Dabei hustete er kurz und trocken, und seine weiße durchsichtige Hand spielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit dessen Hülfe konnte er sich nur mühsam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, seine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienst versagen.

Man brauchte nicht, wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick seines Gesichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die schönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich schattenhaft, wie etwas, das mit Nächstem ganz verschwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuendes Feuer, das in ihnen strahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann sich unbeachtet wußte und das schöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu sein; er

ſchien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn ſo erſchien 'er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen ſah, ein friſches Bild der Geſundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Roſe, ſo begriff man wohl das Mitleid, mit dem ſie ſich des armen jungen Mannes annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Geſundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber ſeiner Verlaſſenheit, ſeiner gänzlichen Armuth.

— — An dieſe vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als ſie nun das kleine Jägerhaus vor ſich liegen ſah, und eine Zeit lang droben ſtehen blieb, ehe ſie hinabſtieg. Es war ihr faſt ebenſo ſchwer, von dieſem kleinen ſtillen Winkel Abſchied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hauſe. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldſchloß zu beſuchen, dazu fand ſich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte ſie mehr oder weniger ſprechen müſſen, was ſie bis jetzt — wir müſſen geſtehen, ohne eigentliche Urſache — immer vermieden.

Langſam ſtieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß ſie den alten Klaus an der Thür ſtehen, ſo wie deſſen Vetter an ſeinem gewöhnlichen Platze auf der Bank ſitzen ſah.

„Heute hätten wir Ihren Beſuch nicht erwartet," meinte freundlich lachend der alte Jäger, „denn ich habe erfahren, daß Beſuch auf dem Schloſſe iſt; Herr Baron von Breda ſind hingeritten."

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ja, der Onkel iſt da, und das iſt eigentlich die Urſache, warum ich

heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit sich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlassen, hier von — dem kleinen Hause Abschied zu nehmen.

Bei dem Worte „von" blickte sie aber den Jäger an, so wie sie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zusammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch hustete.

„So, so, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?" erwiderte Klaus ziemlich rasch und mit ausdrucksvollem Tone. — „Und auf lange?"

„Das kann ich selbst noch nicht sagen, aber ich glaube wohl, auf lange," versetzte das junge Mädchen. „Onkel George hat schon oft davon gesprochen, es sei besser für mich, ein wenig in Gesellschaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, schon lange hat man darüber gesprochen, und endlich — hat es sich so gemacht."

Bei diesen letzten Worten verdüsterten sich ihre sonst so klaren Züge ein wenig, und sie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke sagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, hustete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwischenräumen.

Der alte Jäger schlug die Arme über einander, lehnte sich an den Thürpfosten und meinte dann nach einer Pause mit einem fast unmerklichen Streifblick auf seinen Vetter: „Nun ja, es war vorauszusehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte so kommen, und der Herr Baron von Breda ist ein sehr braver Herr und hat ein schönes und angesehenes Haus. — Herzlich

aber freut mich's und auch gewiß den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch so lieb und freundlich waren, hier von unserer armen Wirthschaft Abschied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?" wandte er sich an den Kranken.

Dieser hob den Kopf in die Höhe, seine Züge waren fast noch bleicher als gewöhnlich, und während seine farblosen Lippen zuckten, glänzten seine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch versuchte er zu lächeln und sagte: „Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag — denn ich leide furchtbar — gerade heute Morgen."

Diese Worte stieß er kaum vernehmbar zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Meine Brust schmerzt mich so sehr, und zuweilen ist es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter — als müsse das alles — alles — nun mit einem Male aufhören," setzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menschen nieder, der wie kraftlos in sich zusammengesunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu sagen.

Deßhalb schwiegen auch die beiden Anderen, und man hörte kein Geräusch als das Murmeln des Baches und das leise Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

„Der Abschied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, ist für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh. Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden sollte. Wenn der lange, finstere und traurige Winter hinter

uns liegt, ſo kommt das Frühjahr — freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor ſproſſen, ſo geht es mit mir zu Ende — das fühle ich deutlich — und daß ich es fühle, iſt gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unſer eins hoffen darf, — verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, — Sie, die mir freundlich und tröſtend wie ein Engel erſchienen ſind, im nächſten Frühjahr hier nochmals wieder zu ſehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage ſchon das Recht, offener zu ſprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu ſehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei iſt; das wäre ein Abſchied, wie ich ihn mir gewünſcht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus geſagt: Er hat doch zu früh ſterben müſſen — es iſt ſchade."

Während der Kranke mühſam dieſe vielen Worte ſprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, ſeine Züge umſpielte ein ſchmerzliches Lächeln, und ſeine Augen, anſtatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeſchreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit ſeinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammſes, und während er ſich auf die Lippen biß, hoben ſich ſeine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, ſtill, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen

noch immer tief ergriffen waren, so war es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling — auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welch gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! — Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden."

„Und was das gnädige Fräulein verspricht," fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, „das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören."

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: „Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter ist hart, und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, — und das ist jetzt alles vorüber. — — — Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein." — Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: „Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen — mein gnädiges Fräulein — mein Fräulein Eugenie!"

Es durchzuckte ſie eigenthümlich, als der Kranke ſo zum erſten Male ihren Namen ausſprach; auch blickte ſie beinahe ängſtlich um ſich, als ſie mit bewegter Stimme ſagte: „Jetzt muß ich nach Hauſe; Onkel George wird mich erwarten. — Alſo hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiederſehe. — Adieu, Klaus, du kommſt gewiß bald nach der Stadt, mich zu beſuchen.“

Damit reichte ſie dem alten Jäger beide Hände, die dieſer tief gerührt ergriff und ſich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: „Gewiß, ſobald ich kann, komme ich nach der Stadt.“

Eugenie wandte ſich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen ſie mit dem Kopfe raſch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte ſie aber einige Schritte gemacht, ſo kehrte ſie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der ſich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit ſeinen weißen, faſt durchſichtigen Fingern ihre warme, friſche Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne ſich umzublicken, die Höhe hinan und verſchwand zwiſchen den Bäumen auf derſelben Stelle, wo damals der kecke Reiter verſchwunden war, derſelbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte ſtand, die Hände gewaltſam ausſtreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke ſtand er ſo, dann fuhr er mit der Rechten über das Geſicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte ſich gegen den alten Jäger,

der tief aufſeufzend daſtand, und fragte mit funkelnden Augen: „Hätteſt du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufſprengte, ſo müßteſt du deine unnütze Büchſe von der Wand geriſſen, mich getödtet oder ſchwer verwundet haben. — Ah verflucht! wer Alles voraus wiſſen könnte! Mich hätte friſch und geſund der Tod ereilt, oder ich wäre langſam in deiner Hütte geneſen, — verpflegt von ihrer Hand. — Ah verflucht!“

Nach dieſen Worten ſchlug er beide Hände vor das Geſicht und fiel auf die Bank nieder, ſo plötzlich und willenlos, daß Klaus entſetzt hinzu ſprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf ſank zurück an die Schulter des treuen Freundes, ſeine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den feſt verſchloſſenen bleichen Lippen ſtand ein einziger klarer Blutstropfen.

„Mein armer, unglücklicher Herr!“ ſagte tief erſchüttert der alte Jäger. — „Gott ſei ihm gnädig!“

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee.

Die Rechtsconſulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemiſchten Thee eingeladen — wir ſagen: gemiſchten Thee, nicht, als ob dieſer in Wirklichkeit vielleicht aus ſchwarzem und grünem beſtanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unſere wahrhafte Geſchichte ſpielt, zuweilen Mode war, ſondern, weil erſtens die Geſellſchaft, welche zu dieſem Thee eingeladen wurde, eine gemiſchte war, aus Herren und Damen beſtehend, und auch, weil das, was bei dieſem Thee gereicht wurde, in verſchiedener Hinſicht gemiſcht genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachteſſen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leſer! du biſt ſchon verſchiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieſer Geſchichte gebieteriſch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu laſſen, ſo würden wir uns nicht unterſtanden haben, dich wieder zu bemühen, in

der Furcht, dir in dieser Hinsicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtsconsulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen sogenannten Salon, ein Eßzimmer und schließlich ein Kinderspielzimmer, worin sich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, sowie das Wohn- und Eßzimmer sollen für den heutigen Thee gerüstet werden; wir sagen: werden; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr ist, so herrscht doch noch in den drei genannten Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich hervorblickendes Land, das auf eine spätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um diese Zeit verfügte sich Herr Doktor Plager meistens von seiner Schreibstube in die Wohnung, um dort seinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der ersten Treppe sich feierlichst zu geloben, daß nichts, was da oben geschehen könne und nicht geschehen sei, im Stande sein solle, ihn aus seinem stoischen Gleichmuthe zu bringen, selbst nicht die wahrscheinlich noch unangezogenen und ungezogenen Kinder — denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte sich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim sanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundschaftlichen Reden. Er wollte es nicht sehen, selbst wenn Babette gerade im Begriffe sei, mit seiner Haarbürste ihre eigenen Schuhe einzuschmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzliches Mißkennen dessen, was man diesem oder jenem Haus-

haltungsgeräthe ſchuldig ſei, oft zu den unangenehmſten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconſulent hatte Unrecht, ſich das ſchon auf der unterſten Treppenſtufe zu verſprechen. Durch eben dieſes Gelöbniß vergegenwärtigte er ſich aufs genaueſte, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er ſeine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat ſich ſelbſt der charakterfeſteſte Menſch nicht immer vollkommen in ſeiner Gewalt.

Herr Plager ſtieg alſo die Treppen hinauf, und als er gegen ſeine Wohnung kam, fand er ſeine beiden Sprößlinge in der That in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe ſitzen und ſich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieſes Spiel beſtand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierſcheere in der Hand hatte und beſchäftigt war, dieſelbe auf einem ſehr feinen Schleifſteine zu ſchleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich Louiſe bedeutend nachhalf, indem ſie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke ſie eine Küchenlampe neben ſich ſtehen hatte, der ſie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte ſeine Vorſätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder ſah; doch bezwang er ſich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthſchaften und trug ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, erſuchte, alles das, ſoweit es ſich thun ließe, wieder zu ſäubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß ſich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumteſten Zuſtande befindet, iſt erklärlich, und ſo gern der Rechtsconſulent einen freien Kaffeetiſch geſehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts ſagen, als er bemerkte, daß Babette wenigſtens ein Drittel von demſelben in Beſchlag genommen hatte, um eine Menge von Taſſen für den heutigen Abend zu ſpülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter ſo freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die ſich hinter ihm ins Zimmer ſtahlen, außerordentlich verdrießliche Geſichter machten, ſo hatte doch Niemand Luſt, nach der Urſache zu forſchen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indeſſen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er ſich ſehr an ſeinen Vorſatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geſchehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon ſah es troſtlos aus, da ſtanden auf Tiſchen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen, kaltes Fleiſch, und dazwiſchen lagen Staubbeſen, Waſchſchwämme, gebrauchte Kämme in ſüßer Eintracht. Der Salon ſchien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu ſein; an den Fenſtern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, erſteres mit langen Schnüren, die ſich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers ſchlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künſtliche Blumen und Hauben, und mitten in dieſer Pracht ſtanden ein paar große Pfannen mit Compot, welches ſich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconſulent dem Schlafzimmer zuſchritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieſes Zuſtandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; ſie war

gewiß nur mühsam zu erreichen, aber Madame Plager und Frau Mutter hatten sie erreicht. Das Schlafzimmer befand sich in einem Zustande, als sei es eben erst von räuberischen Horden verlassen worden; da streckten alle Commoden trostlos die geöffneten Schubladen von sich, da sperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gelaß, wo nicht der halbe Inhalt dessen, was zurückgeblieben war, malerisch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Fassung! sprach Herr Plager zu sich selber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel stand, die rechte Hand auf die Brust zwischen Weste und Hemd schob. Doch gab er diese majestätische Attitude wieder auf, denn sie erschien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Fassung! sprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemischten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und setzte sich am Kaffeetische an seinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Tassen gar sehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten sich durch das, was er gesehen, einige Wolken auf seiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war sein Lächeln, mit dem er die freundlich sein sollenden Worte begleitete: „Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!“ ein gezwungenes und schmerzliches; genug, die Schwiegermutter hustete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann sagte: „Ja, wenn man große Gesellschaften gibt, so muß man sich einige Stunden vorher schon etwas gefallen lassen, und es ist das bei allen übrigen Leuten gerade so.“

„Man läßt sich auch gern etwas gefallen,“ versetzte gütig

der Rechtsconſulent, „wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt.

„Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln," antwortete die Schwiegermutter, „wie an ſo vielem, was wir unternehmen."

„Im Gegentheil, Mama," erwiderte Herr Plager mit ſeiner unverwüſtlichen Gutmüthigkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird."

Die alte, würdige Dame ſah den Hausherrn bei dieſen Worten forſchend an, ob ſich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Geſichte deſſelben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weiſe nichts zu ſehen, Herr Plager lächelte faſt glückſelig, er trank mit Behagen ſeinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbſtverläugnung ſo weit, daß, als Babette ihm einen Waſſerſpritzen über den Aermel ſandte, er dieſen gleichmüthig abwiſchte und die großen Worte ausſprach: „Wie viele Taſſen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? — Das iſt ja eine ungeheure Arbeit!"

„Ja, es iſt viel Arbeit, Herr Doktor," entgegnete das Dienſtmädchen, wobei ſie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

„Sehr viel Arbeit," meinte auch die Schwiegermutter.

„Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt ſind."

„Zu unſerem Vergnügen? Ei, ei!" ſprach der Rechtsconſulent, indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund ſpitzte.

Die Schwiegermama nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe.

„Nun, das wirst du doch wohl nicht abstreiten wollen, lieber Mann," sagte Madame Plager, bestärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, „daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Gesellschaften? Ich kann dich versichern, eine Frau, die ihr Hauswesen in fester Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Gesellschaften zu geben. — Da die armen Würmer, das sind eigentlich meine Gesellschaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!"

„Ja, man thut ihnen viel zu Lieb," fügte die Schwiegermutter mit strengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconsulent dachte an seine Treppenvorsätze und war ein Muster der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in diesem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte still in sich hinein und sagte: „Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, so danken wir euch auf's herzlichste."

Babette hatte ihren Herrn noch nie so gesehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen diese ihrer Tochter zusandte. Das Dienstmädchen aber war ein „Racker," und als sie sah, daß Herr Plager sanft wie ein Lamm war, rumorte sie in ihrem Kübel herum, daß sich sogar einige Spritzen bis zur Kaffeetasse des Hausherrn verloren.

Dieser schluckte einige Male, wie ein Karpfen in seinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu schlucken pflegt. Doch spielte gleich darauf ein himmlisches Lächeln über seine Züge, er kam sich wie ein geschundener Märtyrer vor, dem die Palme

einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in dieſem Momente den Kübel nicht ſo feſt ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Taſſen ſpülte. Er ſchien dieſes Gefäß zu erkennen, und trotz all ſeiner guten Vorſätze lagerte ſich plötzlich eine finſtere Wolke des Unmuthes auf ſeine Stirn. — „Das iſt doch nicht —?“ fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte ſie ſagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat ſo lange geſucht, bis er etwas gefunden! — während ihre Tochter fragte: „Was meinſt du denn? was ſoll ſein?“

„Der Kübel da,“ fuhr Herr Plager finſter fort, „hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Waſch- und Fußkübel der Kinder.“

Unſere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconſulent Recht hatte und daß es wirklich daſſelbe Geſchirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feſte Ueberzeugung hatte, es müſſe dies ſein.

Doch zog bei dieſer Aeußerung die Schwiegermutter ſo langſam und nachhaltig ihre Achſeln in die Höhe, daß man ſich fürchtete, ſie nächſtens über dem Kopf erſcheinen zu ſehen. Madame Plager dagegen zuckte zuſammen und lächelte wehmüthig, als wollte ſie ſagen: Darum hat er ſo lange den Sanften geſpielt, um uns nun mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

„Aber wie kannſt du ſo etwas nur denken,“ ſagte ſie, nachdem ſie ſich mühſam Faſſung errungen. — „Den — pfui, ich wage es gar nicht einmal auszuſprechen! — zum Taſſenſpülen zu gebrauchen!“

„Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen ſolchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? —

O, Herr Doktor, wir wissen auch, was sich schickt, wir haben in sehr vielen anständigen Häusern gedient."

Aber es war dasselbe Geschirr, und der Hausherr zitterte fast vor Aufregung. Er hätte nur zu sagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn sehen — oder er hätte nur Fritzchen entscheiden lassen dürfen, das seltsam lächelnd und aufhorchend neben Babette stand und mit seinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geschirrs tippte; — er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenste seines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen Abend verderben müsse, wie dieser Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächstfolgenden Tage alle kleinen Versehen, die heute Abend vorkommen konnten, verschuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirschtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an seine Arbeit gehen kann. — Er schwieg nicht nur, er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Irren ist menschlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt haben." Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben sprach: „Ja, Herr Sohn, Sie haben sich geirrt; so lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Tassenausspülen genommen werden, darauf können Sie sich verlassen!" — sondern er gelobte sich im Stillen, heute Abend in seinem eigenen Hause aus den Tassen, die Babette gespült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er sich, um wieder nach seinem Bureau zurück zu kehren.

Noch überraschter als vorhin sahen sich die drei Frauen-

zimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieſes Ungewitter, ohne ſich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconſulent aber trieb ſeine Selbſtverläugnung ſo weit, daß er im Bewußtſein, groß gehandelt zu haben, und milde geſtimmt durch die Ueberwindung ſeiner ſelbſt, den Verſuch machte, ſeine Frau auf die Stirn zu küſſen, und dies auch ausführte, trotzdem dieſe ſonſt nicht unſchöne Stirn von einer ſchief ſtehenden Haube und einem Haarbüſchel verunziert wurde, und obgleich ſich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim beſten Willen nicht möglich, ſonſt hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber dieſe Dame hatte einige Bäckereien beſorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätſchelte ſeine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, ſprach er zu ſich ſelber, daß ihr eigenſinnig ſeid und euch nicht wollt gehörig waſchen und anziehen laſſen, auch daß ihr gern mit eures Vaters Papierſcheere, mit Schleifſtein und Oellampe ſpielt! Das hat alles leider Gottes ſeine Urſachen.

Damit ſtieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der erſten Stufe noch ungehört gewaltig ſeufzte, ſo hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm ſo zu ſagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und ſchauten einander eine Weile an.

Die Großmutter ſprach zu den Kindern: „Ihr dürft ins

Schlafzimmer ſpielen gehen; aber das ſage ich euch, wer mir von Torte oder ſonſtigen Kuchen das Geringſte anrührt, mit dem werde ich ſehr hart umgehen."

„Das iſt erſtaunlich," meinte Madame Plager.

„Unbegreiflich!" die Schwiegermutter.

„So waren der Herr Doktor lange nicht geſtimmt," ſagte Babette, indem ſie ſpöttiſch ihre Naſe emporzog. „Ja, wer weiß!"

„In der That unbegreiflich," bemerkte die Schwiegermutter abermals. „Der Mann hat ſich total verwandelt."

„Ja, ſo ſanftmüthig habe ich ihn mein Lebtage noch nicht geſehen," verſetzte Madame Plager.

„Total verwandelt," fuhr die alte würdige Dame fort, „oder — "

„Was — oder, Mama? — Vielleicht ſieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. — Meinſt du nicht auch ſo, Mama?" ſetzte Madame Plager forſchend hinzu.

„Nicht ſo ganz meine ich das," entgegnete die Schwiegermutter. „So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weiſe zu."

Babette ließ Taſſen und Spüllappen ruhen und ſchaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte ſie ſagen: „Das iſt eine Frau, die verſteht's!" Und gleich darauf lächelte ſie ſo unbeſchreiblich pfiffig, daß es ſelbſt der Rechtsconſulentin auffiel; doch war dieſe zu beſchäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter ſo beſtimmt ausgeſprochen, um auf das Dienſtmädchen zu achten, weßhalb ſie denn auch fortfuhr: „Du meinſt alſo nicht, er fühle ſein Unrecht,

Mama? Warum könnte er denn plötzlich ſo verwandelt ſein? Du wollteſt vorhin etwas ſagen."

„Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der ſich ſo plötzlich und auffallend ändert, — ſelbſt wenn er ſich zum Guten ändert," ſetzte ſie mit ſcharfer Betonung hinzu,— „ſeine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen — oder —"

„Nun, Mama, oder — ? Ich habe dieſes Oder ſchon zweimal gehört; was willſt du damit ſagen?"

„Oder," fuhr die würdige Frau mit unerſchütterlicher Ruhe fort, „ein ſolcher Mann, der ſich plötzlich zum Beſſern ändert — hat ein ſchlechtes Gewiſſen."

„Ah, Mama!" ſeufzte die Rechtsconſulentin beſtürzt, „das wäre ja erſchrecklich!"

„Erſchrecklich oder nicht," ſprach die Mutter, „aber es iſt wahr." — Dabei blickte ſie triumphirend auf Babette, die, obgleich ſie eifrig Taſſen abtrocknete und von dieſem Geſchäft durchaus nicht aufſchaute, doch ſo unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe ſie das von einer chineſiſchen Pagode gelernt.

„Gerechter Gott!" ſagte die Rechtsconſulentin kleinlaut, „ſoll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein ſchlechtes Gewiſſen, das wäre das Allerfürchterlichſte! Denn worin kann ſo ein Mann gegen ſeine Frau ein ſchlechtes Gewiſſen haben, als in unerlaubtem Umgang mit —"

„Als in unerlaubtem Umgang mit —" ſprach würdevoll die Schwiegermutter.

„Mit —" ſagte Babette und ſandte einen Blick gen Himmel, als frage ſie dort oben an, ob es ihr erlaubt ſei, ein unwürdiges Stillſchweigen zu brechen.

„Habe ich das verdient?“ sprach Madame Plager tief betrübt; „kann der Mann es wohl verantworten, mich so zu hintergehen, mich, seine Frau, die Mutter seiner Kinder, mich Preis zu geben dem Gespötte der Welt, daß man die Achseln zuckt, wenn man mich sieht — Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?“

„Nein, das können und wollen wir nicht leiden,“ versetzte streng die Schwiegermutter; „es ist hart, über so etwas zu sprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu sprechen, so muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. — Babette,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat sich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie sich einmal verheirathet. — Das ist unser Loos hienieden.“

Aber Babette heulte trotz dieser Ermahnung; sie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da diese Hände aus dem Kübel kamen, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwasser war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. „Ach,“ heulte sie, „man kann ja nicht immer glauben, was die Welt sagt; die Welt spricht so ungeheuer viel Böses, und mir hat man lange in die Ohren flüstern können, was man gewollt hat, ich habe immer gesagt: Nein, das ist nicht wahr, — da kenne ich meinen Herrn besser, es ist Alles erlogen, Alles, Alles!“

Die Rechtsconsulentin wollte sprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutsam mit den Augen und fragte dann: „Und was ist alles erlogen? Will Sie wohl so gut sein, uns das zu sagen?“

„Du lieber Gott!“ rief Babette mit erkünstelter Ueber-

raſchung. „Habe ich etwas geſagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas geſagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts geſagt. Nicht wahr, ich habe nichts geſagt? Was hätte ich auch ſagen ſollen!“

„Sie ſoll Ihrer Herrſchaft ſagen, was Sie weiß,“ ſprach die Schwiegermutter in ſehr ſtrengem Tone. „Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter Ihrem Geflenne etwas ſteckt, das kann ein Kind ſehen. Alſo heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht ſpaßen laſſe.“

„Aber was ſoll ich ſagen, wenn ich nichts weiß? Das iſt ja erſchrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute ſprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben.“

Abermals wollte die Rechtsconſulentin ſprechen, doch wieder ließ ſie ſich durch einen Blick ihrer Mutter beſchwichtigen, einen Blick, der zu ſagen ſchien: „Laß mich nur machen, das geht alles ſeinen gewieſenen Weg.“

„Alſo, die Leute ſagen doch etwas?“ wandte ſie ſich darauf an das Dienſtmädchen; „ſo wollen wir wiſſen, was die Leute ſagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben.“

„Aber ich habe es nicht geſagt,“ klagte Babette, „das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das iſt ſchändlich und abſcheulich! daß ich ihnen —“

„Nur zu, nur zu!“ ſprach unerbittlich die Schwiegermutter. „Was ſagen die Leute?“

„Ja, wegen dem kleinen Abſchreiber, den der Herr Larioz auf Veranlaſſung des Herrn engagirt.“

„Was? wegen des Abſchreibers? was faſelt die Perſon?“ ſagte die Schwiegermutter mit einem Geſichte, in dem ſich

etwas getäuſchte Erwartung malte. „Was wollen ſie mit dem kleinen Abſchreiber?“

„Mit dem wollen ſie freilich nichts,“ fuhr Babette ermuthigter fort, „aber er hat eine Familie.“

„Hörſt du, er hat eine Familie!“ klagte Madame Plager. „O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schweſtern, für die man ſich intereſſirt.“

„So iſt es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts geſagt. Er hat eine Schweſter, die noch ſehr jung iſt, eine Schweſter von ungefähr achtzehn Jahren, ein ſehr ſchönes Mädchen und ein ſehr freundliches Mädchen. Augen hat ſie im Kopf, Madame Weibel, wiſſen Sie, von den gewiſſen lebhaften Augen!“

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während ſie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da dieſe einmal die erſte Scheu überwunden hatte, ſo lief ihr die Rede wie eine ſchmutzige Regenwaſſergoſſe von den Lippen.

„Ja, die Leute ſagen,“ fuhr ſie fort, „der kleine Gottſchalk ſei nichts weniger als ein Abſchreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug geſagt, aber der Herr habe darauf beſtanden, den jungen Menſchen, der früher ein Schneiderlehrling geweſen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der ſchönen Schweſter zu Lieb — ſo ſagen die Leute — die auf das Bureau gekommen ſei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abſchlagen können, weil ſie gar ſo ſchön ſei und ihn gar ſo freundlich gebeten, und die nun häufig komme — die ſchöne Schweſter nämlich — um ſich nach dem Befinden ihres — Bruders zu erkundigen. Sehr häufig komme ſie — ſo ſagen die Leute — und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweiſe, da dieſer nur allein wiſſe,

ob man mit dem neuen Abſchreiber zufrieden ſein könne — ſo ſagen die Leute. — Und es hat mir ſchon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute ſagen, immer nur die Hälfte glauben kann."

„Mit Ihrer Hälfte!" entgegnete die Schwiegermutter mit finſterem Stirnrunzeln. „Als wenn da nicht ſchon der hundertſte Theil mehr als zu viel wäre! — Siehſt du es wohl," wandte ſie ſich an ihre Tochter, „darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, ſeine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, ſondern macht ein Pfötchen wie eine falſche Katze! O, es iſt unverantwortlich!"

„Wie man ſo heucheln kann!" klagte die Rechtsconſulentin, „ſo ein ſchlechter Mann! — Und wie heißt die miſerable Familie?"

„Brenner — Jäger Brenners," verſetzte eifrig Babette. „Und das Mädchen iſt achtzehn Jahre alt."

„Iſt das nicht eine Sünde, ſo ein junges Mädchen!" —

„Ja, es iſt eine Sünde," ſagte erhaben die Schwiegermutter; „aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das verſichere ich euch."

Glücklicherweiſe polterte es in dieſem Augenblicke ſo nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erſchrocken auffuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Taſſen, und man vernahm einen Aufſchrei des Schreckens. Fritzchen und Louiſe hatten ſich das harmloſe Vergnügen gemacht, mehrere Flaſchen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälſe zu ſtecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren ſchon einige Mal im Kinderzimmer geſehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war, und freuten ſich der gelungenen Nach-

ahmung. Dabei aber hatten ſie ein Tiſchchen umgeworfen mit verſchiedenen Tellern und Gläſern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconſulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen, doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, ſie daran, indem ſie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit ſagte: „Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt biſt? — An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn ſpare deinen Zorn oder deine Verachtung.“

Die Uhr ſchlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präſentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, ſo gab es ein Stück; denn ſie beobachteten bei dieſem Angreifen ein ſehr ſummariſches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schranks umher lag, das mußte in dieſe Gelaſſe hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpaſſens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelſtunde alle Schubladen und Thüren zugeſchnappt; wenn man aber am andern Tage ans Ausräumen kam, ſo fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemiſetten und geſtickten Aermeln der Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgeſtellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an ſich ziemlich unſchuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgeſetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn verſöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer einige Zerſtreuung haben, ſo löst ſich ihr Schmerz in ſtille

Wehmuth auf, und ſie ſind ſehr gern zum Vergeſſen geneigt. Harte, verdroſſene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager — wir können denſelben dieſe Eigenſchaften leider nicht vorenthalten — beſtärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergeſſen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was ſie thun, eine Anſpielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verurſacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an ſeinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem glinden Knuff zu thun, wobei ſie ſich ihren theuren Schwiegerſohn vors innere Auge brachte — „könnte ich dich doch auch ſo knuffen! — warte nur!“ Da wetzte ſie kein Meſſer, ohne ſich bei dem Knirſchen deſſelben ihrer allezeit fertigen und ſcharfen Zunge zu erinnern und ſich auf den für ſie wollüſtigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Miſſethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden ſollte! Da ſchob ſie kein Holz in den Ofen, ohne ſich mit wahrem Frohſinn der vielen Luſtfeuerwerke zu erinnern, die ſie ſchon im Hauſe angezündet, da betrachtete ſie mit kannibaliſcher Luſt das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconſulenten und ſteigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten ſo, daß ſie nicht unterlaſſen konnte, ein altes Lied vor ſich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann ſetzte ſie, während ſie ein Sophakiſſen mit flacher Hand tüchtig patſchte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu: „Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig anſtreichen.“

Die Rechtsconſulentin war ſchon elegiſcher und deßhalb

weicher gestimmt; sie breitete weißes Tafelzeug über die Tische und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unschuld; sie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und sie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet sein würde, denselben gänzlich um den Finger zu wickeln; sie entkorkte die Bouteillen, wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit sei — ach, und so viel Trug in dem Herzen eines Mannes!

Unterdessen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geschafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte sich endlich als fester Kern der Haupttheetisch mit dem Wasserkessel, Thee- und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab sich leichter; das Speisezimmer, durch eine spanische Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, dessen Thüren geschlossen blieben, bis später zum großen passenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentische gedeckt, Sopha und Stühle gerückt, und als die Uhr sechs schlug, überschaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauses Plager würdig.

„Ach," seufzte die Rechtsconsulentin, „wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen ansehen könnte!" Und darauf zogen sich Mutter und Tochter hinter die spanische Wand zurück, um ihren äußeren Menschen mit dem festlich geschmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louise im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine solche Rolle spielte, daß sich Fritz-

chen, das unnachſichtlich abgeſtoßt wurde, im Zorn über dieſe ſchonungsloſe Behandlung mit der geballten Fauſt gegen ſeine Peinigerin wandte und zu ihr ſprach: „Laß nur den Papa nach Hauſe kommen, ich will ihm ſchon ſagen, daß du mich mit dem Spülwaſſer gewaſchen haſt!“ — eine Anklage, bei welcher Babette wie erſtarrt war und zur Putzfrau bemerkte: „Da ſieht Sie, was das für ein böſer Bube iſt.“ Und mit leiſer Stimme ſetzte ſie hinzu: „Der wird gerade wie ſein Vater, immer Händel ſuchend und mit nichts zufrieden.“

Als der harmloſe Rechtsconſulent gegen halb ſieben Uhr abermals die Treppen ſeiner Wohnung hinaufſtieg, geſchah dies im Bewußtſein ſeiner bewieſenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der feſt überzeugt iſt, zu Hauſe fröhliche und zufriedene Geſichter zu finden. Doktor Plager trat ſchmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort ſeinen Paletot in eine finſtere Ecke und ging mit einem freundlichen „Ei, ei!“ in den von vielen Kerzen feſtlich beleuchteten Salon.

Das Geſicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Naſe bei ihm vorüber rauſchte, wollte ihm indeſſen nicht beſonders gefallen, ebenſowenig wie die Attitude ſeiner Frau, welche in einem Fauteuil ſaß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemeſſen nickte, als er mit einem heiteren „Guten Abend!“ ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht beſonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekoſtet haben müſſe, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlaſſen, dieſe nun in der That ſauberen Zimmer herzuſtellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er ſich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die ſpaniſche Wand zurückzog, um ſeine Toilette zu beendigen.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwischen dem Wust von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, seine Alltagskleider mit dem schwarzen Frack zu vertauschen. Endlich war indessen auch er gerüstet und trat händereibend und sich auf den Abend freuend, wie er sagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama stand mit finsterem Blick am Ofen und schien sich die Hände zu wärmen, wobei sie wie in ein weites Nichts hinausschaute und die Worte des Rechtsconsulenten gänzlich überhört zu haben schien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ihr habt auf jeden Fall sehr viel Arbeit gehabt," fuhr der Rechtsconsulent nach einer Pause fort; „ja, gewiß viel Arbeit, ich sehe das, denn die Umwandlung hier ist ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!"

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann sprach sie mit harter Stimme: „Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erscheinen von der grenzenlosen Unordnung, die ja bei uns immer herrscht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit."

„Habe ich etwas von Unordnung gesagt?" fragte verwundert der Rechtsconsulent.

„Dieses Mal nicht."

„Nun, dann wollen wir auch dieses Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürsten zu kommen. Und du selbst," fuhr er fort, indem er ein paar Schritte gegen den Fauteuil machte, „siehst in der That sehr gut aus, vor-

trefflich. Blau ſteht dir überhaupt gut, und dazu der dunkle Kopfputz — ſehr ſchön, ſehr ſchön!“

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm, doch machte ſie eine faſt unmuthige Bewegung und ſtand auf, um, wie ſie trocken ſagte, in der Küche nach dem ſiedenden Waſſer zu ſehen.

Dieſes Mal war die Verwunderung des Rechtsconſulenten ſchon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufſteigen, doch bezwang er ſich, wandte ſich gegen das Fenſter und ſummte die erſten Takte irgend eines Liedes vor ſich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, ſagte „Guten Abend!“ man hörte Mäntel rauſchen, Ueberſchuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erſchienen mit einem Male zwei Schweſtern der Rechtsconſulentin, die Frau Kaufmann Springer und die jüngſte der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachſen, rund, mit einem friſchen Geſichte, ſo daß ſie wirklich hübſch genannt werden konnte.

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Emilie!“ ſagten Beide. Madame Springer ſetzte auch hinzu: „Guten Abend, Schwager!“ Clementine dagegen begnügte ſich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

„Wir wären ſchon früher gekommen,“ ſagte Letztere, „aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen ſoll, bis man nur an ſich ſelbſt denken kann. — Nun, wir ſind doch noch die Erſten. Aber hübſch habt ihr's gemacht, das muß man ſagen! Und ſo bald fertig, das thut dir keine Frau nach.“

„Ja, Emilie verſteht's,“ meinte Madame Springer. „Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schweſter für eine

Hausfrau haben; so kann ich nie die Gäste empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig."

„Das ist wirklich erstaunlich," sprach Herr Doktor Plager mit einem Anflug von Ironie, „obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. — Nun, das ist aber gleich," fuhr er begütigend fort, „dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleistet hat."

„Er will damit sagen," bemerkte Emilie mit schwacher Stimme, „daß viel dazu gehört, um in unserem Hauswesen eine gewisse Ordnung herzustellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!"

„Hundert Mal," sagte betonend die Schwiegermutter, wobei sie aber um eine Million den Hausherrn nicht angesehen hätte.

Madame Springer indessen, die diese kleinen Reibereien schon gewohnt schien, änderte kluger Weise das Gesprächsthema, indem sie fragte: „Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?"

„Sehr viele," entgegnete Madame Plager; „ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben."

„O, wir werden, wir werden," meinte händereibend der Rechtsconsulent. „Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, und ich halte es für angemessen, bei so einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfassen vermögen."

„So möchte ich diese Gesellschaft aber doch nicht angesehen wissen," sagte Madame Welbel; „wenigstens sind wir anderer Meinung."

„Apropos, Schwager," sprach Madame Springer, nach-

dem ſie von ihrer Schweſter Clementine leiſe am Kleide gezupft worden war, „wegen des polniſchen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confuſion geben.“

„Daß ich mir nicht denken könnte,“ verſetzte der Hausherr unbefangen.

„Natürlicher Weiſe hat er ihm keine Einladung zugeſchickt,“ ſagte Emilie.

„Natürlicher Weiſe keine,“ bemerkte Fräulein Weibel, indem ſie das Näschen empor zog; „wir haben es ja gewünſcht!“

„Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confuſion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für dieſen ausgezeichneten Fremden bitte, ſo würde das genug ſein, und hat darauf bauend denſelben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn ſpäter hieher.“

„Er bringt ihn hieher? — Ach, Frau Schwägerin,“ ſagte der Rechtsconſulent, „das iſt mir nicht lieb!“

„O, daran hat Niemand gezweifelt,“ ſprach Madame Plager achſelzuckend, „war es doch unſer Wunſch!“

Der Hausherr ſchüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, ſah an der Art, wie er den Mund zuſammenzog, während er die Augenbrauen tief herabſenkte, ſowie an einer gewiſſen Röthe ſeiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünſcht wäre in dieſem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch geweſen! Ihr Blick war wahrhaft erſchreckend, mit dem ſie ſeine Züge muſterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wieſel ſieht, das ihr zur Beute werden ſoll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. — Ruhe, Ruhe! ſprach der Rechtsconſulent zu ſich ſelber, nur heute keine Scene!

Laßt uns ſehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. — Alſo wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß ſie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung ſeiner Sanftmuth geſchrieben, ſondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottſchalk Brenner und Schweſter.

Doktor Plager fuhr nach einer Pauſe fort: „Eure Wünſche zu erfüllen, iſt mir immer ſehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den ſogenannten polniſchen Grafen —"

„Schwager Springer hat ſeinen Paß geſehen," ſagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren ſonſt ſo hübſchen Augen. „Es iſt der Graf Czrabowski, ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter Mann — ſehr anſtändig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenſchaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu ſein."

„Allerdings," entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, „ich liebe auch noch andere Eigenſchaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntſchaft machen ſoll. Man läßt ſich da in Geſchichten ein, von denen man nicht weiß, wie ſie auslaufen, und es iſt einmal meine Anſicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorſchub leiſten muß; iſt man doch in hieſiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt ſich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fiſcher vorſtellen, da forſcht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen iſt, worüber ein Dutzend alter Kaffeeſchweſtern oder ſonſtiger dummer Weiber ihre Schupftabaks-Naſen rümpfen können; kommt aber ſo ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf ſo und ſo, der mit rechter Unverſchämtheit auftritt und ſich gleich bei der erſten

Viſitte ſo benimmt, daß ihn ein anſtändiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren ſollte, ſo iſt das feine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderſtehlich. — O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem wird's nicht beſſer. — Apropos, Frau Schwägerin," wandte er ſich an Madame Springer, da er ſah, daß die vier Damen ihn ſprachlos anſtaunten, „allerdings beliebten Fräulein Clementine zu ſagen, daß ſie den Paß des würdigen Grafen eingeſehen, Wie iſt es denn mit den Kreditbriefen? Was ſagt Herr Springer davon? Hat er ſolide auf euer Haus? — Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich verſprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorſchuß gewünſcht — hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wiſſen wir; was nachkommt, ſchlägt die Ferſen wund, ſagt ein altes Sprichwort. — Hahaha!"

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung ihre Achſeln, und nachdem ihre Mutter geſagt: „Ihr Lachen iſt gerade nicht ſehr erfreulich, Herr Schwiegerſohn!" meinte die junge Dame:

„Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anſtändiger Menſch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Menſch, der nur auf das Zuſammenſcharren bedacht iſt."

Sie begleitete ihre Worte mit einer ſehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconſulent nicht ſah, da er ſich in dieſem Augenblicke nach dem Tiſche wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer ſehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

„Aber laſſen wir dergleichen Reden," ſagte er bei dieſem Geſchäft. „Gleich kommen Gäſte, und wir müſſen und wollen ihnen heitere Geſichter zeigen. Clementine iſt, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen ſehr auf ſie Rückſicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugeſagt, daß er kommen werde."

„Hörſt du's, Mama," ſprach das Mädchen mit jenem unbeſchreiblichen Geſichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den ſchwachen Verſtand des Betreffenden ausdrückte, „was er für mich gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur ſo viel machte!" Damit knippte ſie die Nägel ihres Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zuſammen. — „Nur ſo viel!"

„Das glaube ich faſt," verſetzte ernſt Herr Plager, „und ich begreife es am Ende; Herr Schilder iſt ein ruhiger, geſetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen ſolide und ernſte Abſichten."

„Hörſt du es nun wieder?" rief Fräulein Weibel, indem ſie ſich rauſchend herum wandte und ihrem Schwager einen ſehr böſen Blick zuwarf. „Weil er ſolide Abſichten hat, mag ich ihn nicht! Alſo — — wir lieben das Unſolide!"

„Davon und namentlich von dem wir iſt durchaus keine Rede," entgegnete ruhig der Hausherr. „Ich wollte nur ſagen — und über das, was ich ſagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen — daß ſo eine ruhige, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, ſehr wenig nach dem Geſchmack mancher jungen Dame und auch nach dem unſerer theuren Schwägerin

Clementine iſt. Aber," fuhr er nach einer Pauſe, als Alle ſchwiegen, fort: „ich halte es für ſehr unrecht, eine Sache, die man ſchon hat vorangehen laſſen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder iſt ein ſehr ruhiger junger Mann, und er ſagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache würde ſich arrangiren, denn Fräulein Clementine ſcheine ihm nicht ganz abgeneigt."

„Woraus ſchließt er das?" fragte heftig die junge Dame, indem ſie ſich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

„Nun, das ſchließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und ſonſtigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo ſonſt noch!"

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in dieſem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewiſſen haben, denn ſie warf den Kopf affektirt in die Höhe und entgegnete: „Du lieber Gott, was ſich dieſe Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt ſein, rechts oder links zu ſchauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht ſo?" ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu; „ſoll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen ſoll, was ich ſagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt iſt?"

Der Rechtsconſulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfſchüttelnd und lächelnd, dann ſagte er: „Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen haſt."

Damit ging er ins Nebenzimmer, um ſich ſein vergeſſenes Taſchentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit ſehr erhobener Naſe

nach und wollte ſchon eine giftige Rede hinter ihm drein ſchleudern, als Madame Springer beſänftigend ſprach:

„Laß es gut ſein, Mama; da wir unter uns ſind, ſo wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß ſchon etwas Wahres an dem iſt, was er behauptet. Der Schilder iſt nicht nur eine gute, ſondern ſogar eine vortreffliche Partie. Du weißt ſehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen beſitzen, und haſt es ſchon oft genug geſehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weiſen.“

„Ach ja,“ ſeufzte Clementine, „wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringſten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht ſo fade blonde Haare hätte!“

„Das iſt allerdings ein großes Unglück,“ ſagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei ſie ihre jüngſte Tochter ſcharf fixirte. „Fades blondes Haar — wenn man ſonſt ein anſtändiger junger Mann iſt! Glaubſt du vielleicht, ich hätte an deinem Vater — Gott habe ihn ſelig — nur eine ſolche Kleinigkeit auszuſetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die ſie an ihren Männern genirten?“

„O, wie wahr!“ ſeufzte Emilie.

„Mama hat Recht,“ ſprach beiſtimmend Madame Springer.

„Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn ſprechen! — Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“

Bei dieſen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; ſelbſt über die trüben Züge der Rechtsconſulentin kroch ein kleines Lächeln.

„Von Liebesglanz, mein Kind,“ ſagte darauf die Frau des Banquiers, „mußt du nicht träumen, das ſteht in den

Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzuleſen; das Leben aber iſt ernſt, und es verlohnt ſich ſchon der Mühe, etwas für ſich zu thun. Sei deßhalb geſcheidt! Du weißt, Springer iſt gewiß kein Enthuſiaſt und ohne Vorurtheil für Dieſen oder Jenen; aber wenn er von Schilder ſpricht, da nickt er beifällig."

In dieſem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz ſchwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintrittte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdies auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: „O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!"

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in

ſtiller Majeſtät, Frauen angeſehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden ſich auch dabei, aber ſie wandten ſich bald hierhin, bald dorthin, ſprachen mit dieſer oder jener Dame ihrer Bekanntſchaft, und nahmen ſich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Geſträuche zwiſchen ernſten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieſer ehrwürdigen Felſen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geſchmückt, andere aber ſahen ſchon recht verwittert und ausgewaſchen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr reſpektvolles Alter.

Wie durch Zauberei verſchwand die dem Auge ſo wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Taſſen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel ſtellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geſchlagene Taſſen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen ſah man nur noch einzelne zerſtückelte Glieder, und große Torten befanden ſich im Zuſtande eroberter Schanzen mit zerſtörtem Pfahlwerk, klaffenden Breſchen und traurigen Ueberreſten des einſt ſo runden und wohlgefälligen Walles.

Aber auch andere Breſchen und andere Wunden waren ſchon geſchlagen worden, und von den ſtarren Felſenkronen herab wehte öfters ein ſo ſchneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zuſammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Geſträuche mochten denn auch dieſen Wind zuweilen zu anzüglich und ſcharf gefunden haben — genug, ſie hatten ſich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns ſpäter zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gesprächs-Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des „Man sagt," oder „Haben Sie auch schon gehört?" in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen „Unmöglich," oder „Es muß wohl so sein," oder „Das war vorauszusehen," zum stattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erst ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Gesellschaft, so lenken diese das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künstler zerfleischen. Ein äußerst dankbares Feld findet sich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienstboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, so fühlen bis jetzt ganz schüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu sprechen.

„Haben Sie denn auch schon von der merkwürdigen Geschichte gehört, die mit dem Schneider Schwörer geschehen sein soll?" fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Wesen und sehr freundlichen Augen. „Eine ganz eigenthümliche Geschichte! Mein Mann hat sie vor einigen Tagen vom

Caſino mit nach Hauſe gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?" wandte ſie ſich ſpeziell an die Mutter der Hausfrau.

„Wir hören wenig der Art," ſagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; „mein Schwiegerſohn iſt leider zu beſchäftigt, um viel dergleichen zu erzählen."

Glücklicher Weiſe hatte der Rechtsconſulent vor ein paar Minuten einen Beſuch im Nebenzimmer gemacht und entging ſo dem ſtechenden Blicke ſeiner Schwiegermutter.

„Ah, mit dem Schwörer!" ſprachen ein paar andere Damen, und machten dabei ſo befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich anſah, ſie wüßten um die Geſchichte, während andere ſich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälſe ſtreckten.

„Wer iſt Schwörer?" fragte eine dürre Juſtizräthin, die am oberen Ende der Tafel präſidirte und in dieſem Augenblicke wie das Bild der Gerechtigkeit ausſah. Sie hielt einen Apfel am Stiele ſchwebend zwiſchen den Fingern der linken Hand, während ſie in der Rechten ein langes Tafelmeſſer ſchwenkte.

„Schwörer iſt ein Herrenſchneider," entgegneten mehrere Stimmen, „und — der — es war vor einiger Zeit —"

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um ſich dieſe köſtliche Geſchichte nehmen zu laſſen, weßhalb ſie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meiſter Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher ſei, dem in einer gewiſſen Nacht der Teufel erſchienen ſein ſolle.

„Mehrere Teufel," verbeſſerte ſie eine ſchüchterne junge Frau in aller Unſchuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeiſter erſchienen ſeien.

„Es iſt an Einem genug," ſagte mit beſtimmtem Tone die

Gerechtigkeit am oberen Ende des Tisches. „Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin."

„Also es war in einer gewissen Nacht," fuhr diese fort, „da kann der Meister Schwörer, der ein frommer Mann sein soll, nicht schlafen, liest im Gesangbuch und denkt an Dies und Das, als sich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erscheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: „Ich bin gekommen, um dich zu holen!"

„Ah! dummes Zeug!" sprach die Justizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

„Nein, nein, Frau Regierungsräthin!" riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Respekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geschwiegen, „so war es doch nicht — es war ganz anders!"

„Mir hat es mein Mann so erzählt," entgegnete die Andere. „Es sei der leibhaftige Teufel gewesen, der ihn habe holen wollen."

„Das bringt man dem armen Meister Schwörer auf," lispelte eine blasse Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen sagte, daß sie eifrig die Betstunde besuche und sich stark nach einem zweiten Manne umsehe.

„Nun, mir kann's recht sein!" lachte lustig die Erzählerin.

„Wer weiß die Geschichte genau?" fragte die Justizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: „Ich glaube, daß ich" — „Mir wurde sie von guter Hand erzählt" — „Jemand, der sie von Meister Schwörer selber hat, sagte mir —"

„Die beste Quelle haben wir vielleicht bei der Hand," sprach die blasse Kaufmanns-Wittwe mit einem süßen Lächeln,

indem sie sich umschaute. „Wenn der Herr Doktor Plager so freundlich sein wollte —“

„Mein Mann?“ fragte Emilie verwundert. „Was kann der mit Meister Schwörer zu schaffen haben?“

Das Organ der blassen Kaufmanns-Wittwe hörte sich ziemlich schwach an; doch wenn sie so mit sanfter Stimme sprach, so that sie das so bestimmt, so fest, so unaufhaltsam, so mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus nicht gewillt ist, sich unterbrechen zu lassen, daß man ihr das Wort gab.

„Es handelt sich eigentlich,“ sagte sie, „um einen kleinen Lehrling des Meisters Schwörer.“

„So ist es! — Richtig!“ — beträftigten ein paar andere Stimmen.

„Aber es ist etwas vom Teufelholen dabei,“ sprach die Regierungsräthin kopfnickend, „das lass' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortsetzung wüßte ich ganz genau; es kommt später eine Teufelsbeschwörung vor, die ganz schauerlich ist.“

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte fast unmerklich zusammen, dann erwiderte sie: „Es ist allerdings eine etwas unbegreifliche Geschichte.“

„In der Ordnung! in der Ordnung!“ rief die Justizräthin. — „Also, der Lehrling — ?“

„Ja, ein Lehrling,“ fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, — „ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hause kam und deßhalb schon oft ohne Erfolg abgestraft worden war.“

„Und wie hieß dieser Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?“ fragte Madame Weibel.

„Gottschalk, wenn ich nicht irre, Gottschalk Brenner,“ ver-

ſetzte die Andere, „von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater iſt herrſchaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.“

Der Blick, den in dieſem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zuſandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. — Hörſt du, Emilie? ſprach dieſer Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

Der Bube kam eines Tages wieder ſpät nach Hauſe und vor die geſchloſſene Thür, und mußte dort im Regen ſtehen.

„Wie ihm geſund war,“ meinte die Schwiegermutter.

„Endlich klopfte er ans Fenſter, und Meiſter Schwörer in ſeiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausſchlüſſel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei ſagt: wenn er in ſeinem Leben ſo fortmache, ſo werde er ſpäter gewiß einmal dem Böſen verfallen — und wie er das ſagt, da —“

„Mir grieſelt's!“ ſprach eine ſehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenſtande.

„Da erſcheint auf einmal vor dem Fenſter eine räthſelhafte Geſtalt in einem rothen Mantel, emporgeſträubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und ſonſt noch allerlei, was dazu gehört. Die Geſtalt krallt die Finger nach Meiſter Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenſter ſchließt und überzeugt iſt, er habe den Teufel geſehen.“

„Und der Knabe?“ fragten mehrere Stimmen.

„War in dem Augenblicke, als die Geſtalt erſchien und wieder verſchwand, nicht mehr zu finden.“

„Das iſt eben das Unbegreifliche,“ bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, „daß der Bube ſeit jener Stunde nicht mehr

zum Vorſchein gekommen iſt. Das allein hat mich an der ganzen Geſchichte erſchreckt."

„Um ſo etwas ſollte ſich aber die Polizei bekümmern," meinte die Gerechtigkeit oben am Tiſche.

„Es iſt nicht ſo arg, es iſt nicht ſo arg," ſprach lächelnd die blaſſe Kaufmanns-Wittwe. „Allerdings war der Knabe für den Augenblick verſchwunden, aber er hat ſich wieder gefunden und lebt; darüber können ſich die verehrten Damen beruhigen. — Liebe Emilie, wo iſt Ihr Mann? Er ſoll uns Auskunft darüber geben; denn ſo viel ich gehört, hat er den kleinen Gottſchalk auf die Schreibſtube genommen."

„Herr Rechtsconſulent! — Herr Rechtsconſulent! — Herr Doktor Plager!" tönte es von mehreren Seiten des Tiſches.

Die Schwiegermutter ſaß da, finſter anzuſchauen; ihre Blicke kreuzten ſich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blaſſe Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefſte gekränkt. Was! ihr Schwiegerſohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch ſtand, als habe ſchon einmal der Teufel den Verſuch gemacht, ihn zu holen, — einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine ſchöne Schweſter hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häuſern, mit den beſten Leumunds-Zeugniſſen verſehen? — O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte ſich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und ſchmunzelnd.

Es war dem Rechtsconſulenten ſchmeichelhaft, von ſo vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examini-

ren, als die Justizräthin oben am Tische ihr spitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit — die Wage war längst verspeist — so Aufmerksamkeit fordernd, schwang, daß Alles verstummte.

„Es handelt sich da," sagte sie, „um eine Geschichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben soll, worüber Sie, bester Herr Doktor, uns die richtige Auskunft nicht versagen werden."

Das Antlitz des Herrn Plager verfinsterte sich bei diesen Worten ein wenig, er warf einen raschen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, diese Geschichte, von der er früher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müssen. Doch suchte er so gut als möglich über diese Klippe zu kommen, indem er versetzte: „O, das ist nicht der Mühe werth, — ein Zusammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beste Quelle wollen, so will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen," — damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, — „der das Glück gehabt hat, bei jener Geschichte den Teufel vorstellen zu dürfen."

„Also war es kein wirklicher Teufel?" sagte eine Stimme im Tone getäuschter Erwartung.

Und eine andere meinte: „Aber wie kann man Herrn Larioz für einen bösen Geist ansehen?"

„Wollen Sie ihn selber darüber hören?" fuhr der Rechtsconsulent fort, der froh war, die Sache von sich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter sprach in leisem, aber bestimmtem Tone:

„Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein."

„Das ist in der That überflüssig," warf die blasse Kaufmanns-Wittwe dazwischen. „Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?"

„Allerdings, es ist so etwas daran," entgegnete Herr Plager.

„Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?" fragte die Justizräthin.

„Ich habe ihn zum Abschreiben genommen," antwortete der Hausherr. „Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen."

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

„Sie kennen die Familie des jungen Menschen?" fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

„Was man davon kennen kann," entgegnete diese achselzuckend. „Der Vater ist ein herrschaftlicher Jäger, die Mutter ist die Tochter einer gewissen Kammerfrau einer Gräfin — einer Gräfin — der Name fällt mir gerade nicht ein, — von der man allerlei spricht."

„Ist es so, Herr Schwiegersohn?" fragte Madame Weibel in einem ganz besonderen Tone.

„Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen," erwiderte der Gefragte; „ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie gesagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menschen vorgeschlagen, ich habe ihn angenommen — das ist das Ganze."

„Und hat er Geschwister?" fragte Madame Weibel. Und diese Frage klang dem Rechtsconsulenten wie ein leicht hinrol-

lender Donner, der sich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

„O, freilich hat er Geschwister!" lächelte die Kaufmanns-Wittwe, „unter Andern eine wirklich auffallend hübsche Schwester; ich habe sie schon gesehen; sie besorgt weibliche Handarbeiten."

Bei der Erwähnung der schönen Schwester flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Justizräthin; Madame Weibel hustete in ihr Taschentuch, und Emilie sagte verwirrt zu einer Nachbarin:

„Ist Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberrevisorin?"

Gleich darauf schwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu sagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn so war es dem Rechtsconsulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfing, die merkwürdigen Gesichter seiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten gelesen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und warf einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

„Ich habe gestern meiner Köchin aufgekündigt," sagte sie; „die Person trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß sie Morgens mit ganz mehligem Gesicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, sagte mir diese, Katharine schmiere sich jeden Abend das Gesicht mit Gänsefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen."

„Nun sehe einer an!" rief die Justizräthin. „Es ist doch über alle Beschreibung!"

„Das iſt aber noch nicht Alles," fuhr die Frau des Banquiers fort, „und deßhalb allein hätte ich ſie vielleicht nicht weggethan; als ich ſie aber zur Rede ſtellte, gab mir die Perſon zur Antwort, ſie ſei freilich nicht reich genug, um ſich Goldcream zu kaufen. Hat man je ſo etwas gehört?"

„Es iſt über alle Beſchreibung!" lispelte die Kaufmanns-Wittwe; „wo das mit den Dienſtmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wiſſen."

Der Rechtsconſulent indeſſen ſegnete im Stillen den Einfall der Köchin ſeines Schwagers, ſich mit Gänſeſchmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieſes Vorfalls Veranlaſſung gab, ſich ſachte ins Nebenzimmer zu verlieren, wo die meiſten ſeiner Leidensgefährten und Collegen wie alte Kryſtalle um den Tiſch der jungen Generation angeſchoſſen waren und ſich hier wohl ſein ließen, und wo es auch bei Weitem luſtiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier ſchien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu ſein, was ſich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in ſehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menſchenalter zwiſchen der jüngſten und der älteſten der hier anweſenden Damen. Es erlaubt uns die Delicateſſe nicht, näher auf die Altersverhältniſſe ſelbſt einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte ſich, als wolle ſie beſcheiden ſein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tiſche hinweg an ein Nebentiſchchen gezogen, wo ſie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmſten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten ſomit den erſten Platz gebildet, der doch der letzte hätte ſein ſollen.

Von unſeren Bekannten ſehen wir mit einigem Erſtaunen

den Schreiber des Rechtsconſulenten, Herrn Larioz, der bei ſolch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er ſein, wo er wollte, zu Hauſe, im Bureau, auf der Straße oder in Geſellſchaft, eine außerordentlich anſtändige, ja würdevolle Figur ſpielte. Wir müſſen aber dabei nicht glauben, als ſei der Schreiber nur wie jeder andere Gaſt geladen geweſen — im Gegentheil, durch das Recht, in der Geſellſchaft ſein zu müſſen, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeiſter, er nahm einer Dame ihren Teller ab, um ihn auf das Nebentiſchchen zu ſetzen, er ging mit gravitätiſchen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlaſſen, daß ſie friſches Waſſer hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn ſie in ihrem Glanze nachließen, er verſchwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiſeſte Wort hinreicht, um Fritzchen und Louiſe aus dem wildeſten Rumoren zur tiefſten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort geſagt, ſo hatten ſie doch einen faſt unbegreiflichen Reſpekt vor ihm; ſchon daß er in der Nähe war, vermochte ſie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weßhalb dann auch beſonders aus dieſem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Feſtlichkeit vergeſſen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften ſchwarzen Frack; ſein kurz geſchnittenes Haar trug er aufwärts geſtrichen, die Enden ſeines Schnurrbarts waren ſtark in die Höhe gedreht, und auf ſeinem langen Geſichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewiſſe Feierlichkeit, man könnte ſagen: ein melancholiſcher Ausdruck, der beſtändig bei ihm ſichtbar wurde, wenn er ſich in Geſellſchaften befand, wie die heutige im Hauſe

ſeines Principals, wo ſo viele Worte geſprochen wurden, die weder ernſtlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahrem Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz ſo da ſtand in ſeiner ſtattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, ſo machte er den Eindruck einer vornehmen Perſönlichkeit, und wenn er ſich herumwandte, hätte man verſucht ſein können, nach dem Ordensſtern auf ſeiner Bruſt zu ſchauen. Er hatte ſich aus der Unterhaltung zurückgezogen und ſtand an eines der Fenſter gelehnt, wo er ruhiger Beobachter deſſen war, was ſich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfſchüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die ſich vor ſeinen Augen abſpielten; da ſah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden ſchienen, wie der betreffende Er, in der Abſicht, recht ſchmachtend und angeregt auszuſchauen, oft ein höchſt albernes Geſicht zog, und wie Sie nach einem verwüſtenden Blick auf die gewiſſe Art ihre Augen niederſchlug, um es dann aus den Winkeln derſelben hervorblitzen zu laſſen, wobei ein ſtiller Seufzer zu ſagen ſchien: Ich hab' dich verſtanden.

Auch Finger- und Zeichenſprache bemerkte er, er ſah das geſuchte Berühren zweier Hände, die ſich eine unſchuldige Taſſe Thee reichten oder einen harmloſen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verſchiedenen Wirkungen davon: er ſah, wie ſie im erſten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während ſie bei der zweiten Berührung gar nicht wähleriſch genug ſein konnte im Ausſuchen irgend eines Backwerks. Er verſtand auch das an ſich ganz unſchuldige Umſchlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte ſich ſelbſt: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkürlichen Annäherung zurückweichen, oder wird ſie ſich feſter in ihren Seſſel

ſchmiegen, ohne es dabei zu unterlaſſen, einen gegenüberſitzenden Gegenſtand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geſchah, ſo lächelte er wie ſpöttiſch in ſich hinein, faßte an ſein Herz und ſprach zu ſich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieſes wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleiſcht zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und ſchätzen gelernt. Heute Abend aber ſchien derſelbe keine Sekunde Zeit zu haben, um ſich mit etwas Anderem zu beſchäftigen, als mit dem kleineren Theetiſch, den ſeine Blicke beſtändig umflatterten, wie die arme Mücke das ſtrahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein ſehr ausdrucksvolles Geſicht, dafür aber hübſche klare Augen, die, ſowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf ſeinem Comptoir und in ſeiner Fabrik war, ſo wenig wußte er ſich mit jener ſichern Unbefangenheit, die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegeſellſchaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrſchende Converſation, die tauſenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des geſtrigen Wetters konnte er ſich durchaus nicht angewöhnen; er ſchämte ſich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phraſe an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Geſcheidtes, etwas Anſprechendes zu ſagen, und wenn ſie nun nicht ſo erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewiſſe eigenthümliche Lächeln beſchränkte, ſo verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein,

und dann wandte ſich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derſelben zuzuflüſtern, wenn Herr Schilder unterdeſſen in Verlegenheit abgezogen war: „Es iſt ſchade, man kann mit ihm gar nicht reden, er iſt zu hölzern.“ Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Geſellſchaftsſpielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu beſuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen ſahen Herrn Schilder ſchon mit ganz anderen Augen an. Aber was ſind die Augen einer Mutter? — proſaiſch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, ſieht, ob ein junger Mann derſelben eine ſorgenfreie Exiſtenz machen kann, ob er von bravem und ſolidem Charakter iſt. — Das ſind aber alles unbedeutende Nebenſachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Converſation führt, vor allen Dingen wie er ausſieht! Ob er ſein Halstuch auf nachläßig elegante Art zu knüpfen verſteht, und hauptſächlich, ob er im Verdacht ſteht, ſchon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu ſein — das zieht an, das beſticht!

Es war ſchade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerkſam machte auf die Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte beſtrebt ſein ſollen, ſich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da geweſen; hübſche Zähne hatte er auch, und mit ſeinem ſchlanken, wohlgewachſenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, ſelbſt ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetiſches

nicht zugelassen war, so widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, größere Aufmerksamkeit, als er sich sonst wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb sein Herz vor Freude stärker schlagen.

Die junge Dame verstand es, mit ihren Blicken zu wuchern; sie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederschlagens waren ihr geläufig, und wenn sie zu Jemand sagte: „Darf ich um Ihre Tasse bitten?“ so konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünsche mit einem Male niederschlagen. Und nicht nur, daß sie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zusandte, wenn sie ihm irgend etwas anbot, nein, sie schaute auch sonst wohl im Laufe des Gesprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das sagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern spreche, so wäre es mir doch fast lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat sie auf ihn zu, reichte ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die seinige berührte oder sie mit ihrem Kleide ihn streifte, nicht ohne alsdann fast erschrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber diese Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und sich sein Herz im Zustande eines sehr trockenen Zunders befand, so flammte er so in Liebe auf, daß die Gluth seine etwas bleichen Wangen färbte und sein Athem zuweilen ziemlich schwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von seinem Standpunkt am Fenster aus, und da er sonst noch mehr bemerkte, so trug das nicht dazu bei, seine sehr geringe Freundschaft für Fräulein Clementine Weibel zu verstärken; er bemerkte nämlich, daß sie

zu gleicher Zeit, wo sie so viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechselte, sich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu schaffen machte, der ihr an dem kleinen Tischchen zur Seite saß, und daß sie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der sich freilich an den großen Tisch, aber so gesetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit seinen Augen verschlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, so hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben sein müssen, so unverwandt und hartnäckig starrte der langhaarige Künstler herüber.

Der Lieutenant saß, wie schon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und sein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er mit einem nichtssagenden, fast blödsinnigen Gesichtsausdruck, und dann gab auch sie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von sich, eine zusammentreffende Bewegung; entweder blickte sie plötzlich neben sich, oder sie lächelte ebenfalls, aber sehr beruhigt, oder sie sagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: „Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht sehr darauf."

Woher diese Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit bestimmen, denn er sah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tisch und Tischtuch verdeckt.

Mag eine Theegesellschafts-Conversation anfänglich noch so animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erschlaffung sämmtlicher Geisteskräfte einzutreten scheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Wesen genug gibt, die sich mit Leib und Seele in die Conversation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen suchen und her-

beibringen, um ſie auf dem Taubenſchlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, ſo gehört doch immer etwas Neues dazu, um dieſe nicht gänzlich erlahmen zu laſſen — ſei es ein jeu d'esprit oder ein ſonſtiges geiſtloſes Pfänderſpiel.

Auch hier bei dem gemiſchten Thee des Rechtsconſulenten gab es ſchon Augenblicke, wo die Felspartien ſtarrer und ſchweigſamer dazuſitzen ſchienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab floſſen, wo man ſelbſt keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe ſchwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe ſpähte, auf daß er es zerfleiſche. Sogar die Geſpräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr ſo recht gedeihen wie zu Anfang; ſtatt einer allgemeinen Converſation gab es nur noch einzelne Gruppen, die ſich flüſternd zuſammen unterhielten; ja, man bemerkte ſchon ein unterdrücktes Gähnen, und ſelbſt Fräulein Clementine Weibel, die doch ſelten um eine Rede verlegen war, ſprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen ſchienen müde geworden zu ſein, denn alles, was ſie noch damit leiſtete, war ein gelindes Auf- und Niederſchlagen, höchſt ſelten nur ſah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das friſchte ſchon ſämmtliche Lebensgeiſter ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Abſonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geſchehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphiſche Depeſche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in dieſem Augenblicke weder das Eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, ſo erſchien doch zum Auffriſchen des gemiſchten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete ſich langſam, und herein trat eine fremde Perſönlichkeit, welcher Herr Banquier

Springer folgte und ſie zuerſt dem Kreiſe der älteren Damen als ſeinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorſtellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conſervirt, mit einigem dunklen Haar, einem ſchwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte ſich auf ungezwungene, faſt elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent ſein Vergnügen ausſprach, gegenwärtige Geſellſchaft kennen zu lernen, auch einen Stuhl neben der Juſtizräthin annahm und dieſelbe gewandter Weiſe ſchon im nächſten Augenblicke in ein intereſſantes Geſpräch verwickelt hatte, woran er ſo freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu laſſen, indem er bald dieſe, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man ſah es den Mienen ſämmtlicher aus der Felspartie an, daß ſie mit dem neuen Gaſte nicht unzufrieden ſeien. Hatte er doch etwas ſo unendlich fremdländiſch Intereſſantes, was man hier leider ſo wenig fand! Wie verſtand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er ſich ſo graziös auf ſeinem Stuhl, wackelte ſo anmuthig mit dem Kopfe — ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man faſt überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenſtrichs, und er ſäuſele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Converſation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die ſtarre Juſtizräthin zeigte ein Lächeln; freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber ſie gab, was ſie konnte. Sie hatte dieſes Lächeln ihrem Manne, dem Juſtizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtſchwertes.

Die blaſſe Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den

Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er sagte, sondern weil sie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich ist, durch stark angehaltenen Athem eine sanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie mischte sich einige Mal mit Glück in das Gespräch — mit Glück sagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem scharfen Blick seiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, schien etwas Sympathisches in ihr zu finden und fixirte sie zuweilen so scharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Ist Blitz und Schlag zugleich.

Ja, sie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zusammensinken, wie die vom wilden Sturm überrauschte und schon halb geknickte Lilie.

Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgesprochene feste Ueberzeugung gewonnen, daß sie die Hausfrau sei, und ebenso verband er sich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconsulenten verehre. Dabei blieb natürlicher Weise für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitische in der Handlungsweise des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein sehr steifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er sein Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und sah in diesem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des interessanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die sich dort befanden, gelang es wenigstens

vierzehn, durch Anwendung der umständlichsten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben sich in ihr Schicksal und suchten wenigstens, so viel es möglich war, sich mit der Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemisette und dergleichen mehr noch in bester Ordnung seien. Dabei unterhielten sie sich eifrig flüsternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Besten, versteht sich von selbst, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir schon früheren Aeußerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte diese über den fraglichen Gegenstand wohl die beste Auskunft geben; bei zwei Besuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er sich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zwei Mal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war deliciös, wirklich interessant, ein vollkommener Gentleman! — Fräulein Weibel hatte einige englische Romane gelesen. „Er führt eine Conversation," sagte sie, „die hinreißend genannt werden kann. — Und wie der tanzen muß, ah!" — Dabei warf sie einen schwärmerischen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle, wo über einer Hängvase mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänseblümchen zu sehen war.

Herr Larioz hatte über diesen Blick auf seine eigene Weise gelächelt; Herr Schilder aber war schmerzlich zusammengezuckt und fühlte wohl, daß die schönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber sein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die

ſie dem Lieutenant geſpendet oder dem langhaarigen Maler — ſein edles Herz mit den guten und ſoliden Abſichten dachte immer nur an eine Heirath und ſetzte das bei jedem anderen fühlenden Weſen voraus; er hatte ſich ſelbſt achſelzuckend getröſtet, indem er ſagte: Zwiſchen ihr und einem Lieutenant ſteht die unerſchwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, ſo iſt das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. — Aber der Graf Czrabowski, der polniſche Graf Czrabowski, der, Gott weiß welche Güter beſaß mit wahrhaft erſchreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der ſich bei Herrn Banquier Springer hatte vorſtellen laſſen, der heute Abend dieſen gemiſchten Thee beſuchte, bloß um Clementine Weibel zu ſehen, ſie kennen zu lernen, ſie zu heirathen — o, das war mit den geſchilderten Eigenſchaften, mit dem intereſſanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neueſten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweiſen, und ſeinem Frack war durch Einſetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weſte zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polniſche Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereist ſei, um Fräulein Clementine Weibel zu heirathen. Wie konnte es auch anders ſein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß ſie, wie ſie ſeinen Augen erſchien, umfloſſen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade ſo jedem Anderen vorkommen müſſe. Ach! und iſt ſie nicht ſchön und liebenswürdig? ſprach Herr Schilder zu ſich ſelber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn ſie zu mir herüberſchaut, als die

Haltung ihres ſchlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre ſüßen, ſüßen Worte, wenn ſie freundlich ſpricht? Und alle dieſe leiblichen und geiſtigen Vorzüge hatte er ſchon als ſein eigen gedacht, glaubte ſchon verſchiedene Ungeheuer in Geſtalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu ſeinem Zauberſchloß verſperrten, beſiegt zu haben, und ſollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie ſich Alle auf die Ankunft dieſes Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigſtens erwartungsvoll entgegen ſahen — das bemerkte er an den Augen, die feſt auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle ſchauten dorthin — — doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder ſeine Blicke umherfahren ließ, ſah er ſich gegenüber an die Fenſterbrüſtung gelehnt Herrn Larioz, den langen Schreiber des Rechtsconſulenten, der ihn ſelbſt, Herrn Schilder, einen Augenblick anſchaute, dann aber mit faſt verächtlichem Geſichtsausdruck vor ſich nieder blickte, als wollte er ſagen, was Herr Schilder dachte: „Es iſt doch wohl der Mühe werth, darauf ſo viel Aufmerkſamkeit zu verwenden!“

Dieſer Blick, dieſer Geſichtsausdruck that dem Herrn Schilder ſo wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenſter war, ihn ſelbſt und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch.

Um die wichtige Epiſode des gemiſchten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanſtil einzuleiten, müßten wir ungefähr ſagen: Da öffneten ſich beide Flügelthüren, und hell beſtrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen ſanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Juſtizräthin und der blaſſen Kaufmannswittwe, erſchien der ſchöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. — Aber wir verſchmähen dergleichen beſtechendes Beiwerk und ſchreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein ſiegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne ſehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Complimente, das wie ein Blitz über ſämmtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuſchwebte, ihr die Hand

küßte und sich ganz ungemein freute — so sagte er — sie endlich wieder zu sehen.

Sie antwortete durch jene gewisse Bewegung junger Damen, die den altmodischen Knix verdrängt hat und wobei die Ausführung so erscheint, als würden sie durch eine Springfeder in die Höhe geschnellt; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tisch, wo sogleich an verschiedenen Stellen mehrere Lücken entstanden, um Stühle einschieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los ließ, sah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf setzten sich Beide an irgend einer passenden Stelle, wo man Stühle einschob, und nun machte die junge Dame ihren Gast in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreise bekannt. Alle bemühten sich, ein so gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nur kurz mit dem Kopfe nickte, und des Herrn Larioz, der gar nicht vorgestellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang sehr aufmerksam, was dieser aber ganz ungezwungen erwiderte, worauf es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß Beide mit dem Resultate ihrer Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schienen.

Wer kümmerte sich aber darum in diesem Augenblicke? War doch der gemischte Thee glänzend wieder aufgefrischt worden, hatte sich doch die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weise animirt. Der Graf sprach rechts und links, über den Tisch hinüber, sogar an den kleinen Tisch hinter sich, der seit Clementinens Weggehen dem Nichts verfallen war. — Und wie wußte er das unbedeutendste Gesprächsthema auszubeuten; wie gönnte er Jedem seinen Antheil daran!

fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ sich erzählen und war dabei so blendend und geistreich, daß ein junges Mädchen, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin sagte: „es durchschauere sie förmlich, und jetzt fühle sie erst, wie ein Mann eigentlich sein müsse."

Die Aermste hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff davon gehabt. Aber auch Andere, die schon mehr Erfahrung hatten, wie zum Beispiel die blasse Kaufmannswittwe, fühlten still seufzend dasselbe und gestanden sich, daß so ein geheimnißvoller Fremder doch ein ganz anderes Wesen sei.

Was sich aber am köstlichsten bei Graf Czrabowski ausnahm, das war der eigenthümliche Accent, mit dem er sein sonst sehr geläufiges Deutsch aussprach. Er zischte bei manchem Wort so deliciös zwischen den Zähnen, er versetzte die Artikel auf eine so wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern sprechen hörte. Ja, ohne unserer wahrhaftigen Geschichte vorzugreifen, können wir hier schon sagen, daß die Art, so zu sprechen, wie es der polnische Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menschen fand, der sich dasselbe angewöhnte und nun ebenso unwiderstehlich zu sein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo sich der gemischte Thee in ein Souper verwandeln sollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem sich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tische aufzustellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und sie in das Wohnzimmer hinein zu treiben, wo unterdessen Babette und die Putzfrau durch übermenschliche Anstrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetisch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schwester Emilie,

welche sich unter der Thür des Salons sehen ließ, verstanden, schlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Gesellschaft Theil nehmen sollte. Dies bezweckte, dieselbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während sie diesem Rufe folgend sich langsam in Bewegung setzte, um zur jüngeren Generation zu stoßen, umkreisten hinten Herr Banquier Springer, sowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um sie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelassen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläsern vor sich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Gesellschaftsspiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, sie dabei zu unterstützen.

Dieser war auch sogleich bereit dazu und rangirte die Gesellschaft mit ungemeiner Energie in so weitem Kreise wie möglich, bei dem es aber doch so enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nachbarn unvermeidlich war. Die blasse Kaufmannswittwe hatte es durch Gewandtheit und Ausdauer so weit zu bringen gewußt, daß sie an die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieser selbst neben dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel fast ganz verschwand.

Herr Schilder saß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle in seinem sonst so sanften Herzen. Er sah wie ungeheuer vergnügt Clementine war, wie sie über Alles lachte, sogar über das, was die Kaufmannswittwe sagte, die sie sonst nicht ausstehen konnte; er sah, wie sie bei jedem dieser heftigen Lachanfälle gegen den Stuhl des Grafen prallte, wie sie diesen dann

jedesmal um Verzeihung bat, und wie ihr dieſelbe dann auch mit dem ſüßeſten Lächeln gewährt wurde. Er blickte im Kreiſe umher nach einem Freunde, nach einem Helfer, und ſeine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Geſichte des Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens ſtand und mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck auf das Paar niederſah.

Daß es über alle Beſchreibung heiß in dem Zimmer war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen; aber Niemand ſchien von der Hitze ſo angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athmete mühſam, der Schweiß rieſelte ihm von der Stirn, und dabei war er ſo zerſtreut und nur mit einem einzigen Gedanken beſchäftigt, ſo daß, als ihm ſeine Nachbarin, eine wohlconditionirte Poſtſekretärstochter, im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski ſchenkte, er lauter, als gerade nothwendig war, hinausrief: „Hol' ihn der Teufel!"

Glücklicherweiſe unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen der Portieren ſeine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht minder grauſamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es ſich von ſelbſt verſtand, führte der Graf Clementine Weibel an einen der kleinen Tiſche, und ſo gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gefolgt wäre, ſo hatte er doch nicht den Muth dazu; es war ihm noch ein Troſt, daß ſich die blaſſe Kaufmannswittwe von irgend einem Lieutenant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete dieſe mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmſchuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Waſſers dazwiſchen trat, wenn ſich vielleicht im Laufe des verführeriſchen Geſprächs die Köpfe zu ſehr erhitzen ſollten.

Es geſchah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung,

als Herr Schilder nach einer aufmunternden süßen Miene der Frau Rechtsconsulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieselbe mit fast ängstlicher Hast nach einem Tische schleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau sehen konnte, was an dem Tische, wo sich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um so unruhiger, als er umherspähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm — er wußte eigentlich selbst nicht genau, weßhalb — daß derselbe mit seinen eigenen bitteren Gefühlen über den polnischen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hause seines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louisen sein bescheidenes Nachtessen einnahm.

Das Souper nahm indessen seinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leisteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie sie hierzu noch im Stande waren, da sie noch vor einiger Zeit so furchtbare Verheerungen bei dem Theetische bewerkstelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank sich Gesundheiten zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur fast keinen Bissen aß, sondern auch auf die klarsten Fragen die unklarsten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tische, an welchem Clementine Weibel saß, und wenn er auch nichts Besonderes dort entdeckte, so kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn sie sich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, und ſpät gegen Mitternacht ſollte die Soiree wie immer mit einem Punſche beſchloſſen werden. Auf die Anfertigung dieſes Punſches baute Herr Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches zu leiſten und wurde bei den meiſten befreundeten Familien aufgefordert, ſich dieſem Geſchäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenblick, fern von dem Geräuſche der Welt in der ſtillen Küche zugebracht, wo ſich ſchon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punſches heran nahte, um ſo näher hielt ſich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementine Weibel ſaß, an ihrer Rechten der polniſche Graf, an ihrer Linken ein Lieutenant — eine Gruppe, bei der ſich auch die Kaufmannswittwe befand, ſowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnügt und luſtig zuging.

Nun iſt es aber für Jemand, der ſich in einer gedrückten Stimmung befindet, ſehr ſchwer, luſtig zu ſein. Die harmloſeſten, ja, heiter ſein ſollenden Aeußerungen kommen in ſolchen Augenblicken bitter und gereizt hervor, und ſelbſt das Lächeln, das man auf ſeinen Zügen ſehen läßt, erſcheint mehr wie ein Grinſen der Verzweiflung. Herr Schilder hatte ſonſt ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einziger gelingen; er kam ſich ſelbſt unbegreiflich fade vor und mußte es erleben, daß ſie, in deren Augen er ſo gern geglänzt hätte, ſich von ihm wegwandte, und daß allein der polniſche Graf ihm ein kleines Lächeln zollte, das aber ebenſo gut für ein Lächeln des Mitleids gelten konnte.

Aber bei der Punſchbereitung, das nahm er ſich feſt vor, da wollte er der jungen Dame einige paſſende Worte ſagen.

Mochte der Rechtsconsulent in dem Herzen des Fabrikanten lesen oder mochte er auch die lachende Gruppe gern gesprengt sehen oder sonst seine Nebenabsichten haben — genug, er wandte sich mit dem freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beständig ziert, an Clementine Weibel und sagte ihr ziemlich laut, ob sie nicht wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen wolle, seinen so bekannten und vortrefflichen Punsch zu brauen.

Clementine schaute im Kreise umher, das heißt sie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des interessanten Fremden zu verlassen, und sagte: „Ach ja — mit Vergnügen."

„Mein Freund, der Herr Schilder," setzte der Rechtsconsulent händereibend hinzu, „ist groß in der Anfertigung des Punsches; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle sein Recept kennen, ist doch Niemand im Stande, dieses Getränk so wohlschmeckend wie er anzufertigen."

„Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung," entgegnete der junge Fabrikant geschmeichelt. Er fühlte sich in diesem Augenblicke überglücklich, doch wenigstens etwas Anerkennenswerthes für die Gesellschaft leisten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, so mußte sie ihm jetzt einen freundlichen Blick schenken, um so mehr, als sich nun auch die Lieutenants, sowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingestanden, daß sie selten etwas Famoseres getrunken als den Punsch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und sagte mit seiner affektirt sanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen gestraft wurde:

„Auch ich werde mich sehr erfreuen, ein Punsch von Herrn

Schilder's Fabrikation zu trinken — wirklich sehr erfreuen, das Recept zu kennen; denn bis jetzt habe ich gedacht, wir allein seien im Stande, ein Punsch zu machen."

„Das glaube ich auch wohl!" rief eifrig der Maler. „Auf meinen Reisen (er sprach gern von seinen Reisen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereist hatte,) traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zusammen, die einige Mal das Ausgezeichnetste in Punsch leisteten."

„Polen und Rußland," entgegnete stolz der Graf, „sind eigentlich das Land der Pünsche."

Als er das sprach, überschauerte es die blasse Kaufmannswittwe, und auch Clementine Weibel fühlte sich angenehm erregt. — „Pünsche" hatte er gesagt, ach, und er sprach dieses Wort so deliciös aus! — Pünsche! Es klang das so weich, so wohllautend und doch wieder so melancholisch. — O, es war ein einziger Mensch, der liebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anwesenden Damen, und viele derselben, die ihn das zauberische Wort hatten sprechen hören, spitzten ihren Mund und sagten mit einem himmelnden Blick: „Pünsche — Pünsche!"

Da sprach die alte strenge Justizräthin wohl unbedachter Weise die schrecklichen Worte: „Es wäre wohl nicht uninteressant, einmal einen polnischen Punsch zu versuchen."

Und alsbald erklang es von allen Seiten: „Ach ja, Herr Graf, ein polnischer Punsch!"

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Gesellschaft ein Wort zu reden, näherten sich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und sprachen so begeistert, als hofften sie ein Stück-

chen Seligkeit zu erlangen: „Ach, bitte, bitte, beſter Graf, einen polniſchen Punſch!“

„Ein polniſcher Punſch!“ ſagte der langhaarige Maler beiſtimmend.

„Ein polniſcher Punſch!“ meinte die Frau Rechtsconſulentin, da ſie ſah, wie ihr Gemahl finſter die Lippen zuſammenbiß.

„Gewiß, ein polniſcher Punſch!“ ſprach auch Madame Weibel mit dem energiſchen Tone ihrer Stimme.

Und „polniſcher Punſch, polniſcher Punſch!“ klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Clementine Weibel machte einige beſcheidene Einwendungen — Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe ſo gern zum Verzeihen geneigt iſt, ſo ſprach es ſchon in ihm: „O Gott, ſie will keinen polniſchen Punſch, ſie will am vaterländiſchen feſthalten!“ Da ſah er, mit welchen Blicken ſie dieſe Einwendungen begleitete, als ſie ſprach: „Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punſch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer ſo ausſieht, wie es ſollte.“

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegnete lächelnd: „Ich werde nichts ſehen als“ — der Blick, den er bei dieſen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderiſch — „als — als die Sachen, die wir zu dieſem Punſche gebrauchen.“

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe

nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geschwindigkeit so viel aufräumen zu lassen, als nur irgend möglich war. Obgleich sie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieser sie mit seinen Blicken bannen zu wollen schien, sah sie ihn doch gar nicht; sie dachte nur an die Küche, an den polnischen Grafen und an den polnischen Punsch. — Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach diesem für ihn so entsetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beschäftigt war, das wußte er eigentlich selbst nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und streckte zuweilen seine Hände aus, als müsse er sich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es selbst zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louise saßen an ihrem Tische neben Herrn Larioz; dieser hatte ein großes Buch vor sich, worin sich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn Schilder blickte er in die Höhe und schien nicht einmal überrascht, als er dessen verstörtes Gesicht sah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieser auch annahm und sich seufzend darauf niederließ.

„Sind die Gesellschaftsspiele vorüber?" fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: „Ja, es ist Alles vorüber."

Dieses „Alles" schien der Schreiber so zu verstehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte seinen Kopf hin

und her und ſagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: „Ja, ja, die Welt liegt ſehr im Argen; man muß aber nicht Alles ſo ſchwer nehmen.“

„Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es iſt eigentlich närriſch von mir, nicht wahr, daß ich die Geſellſchaft verlaſſe und Sie hier in Ihrer ſtillen Einſamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen iſt; ich wollte nur dem polniſchen Punſch aus dem Wege gehen.“

„Dem polniſchen Punſch?“ fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

„Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Geſellſchaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polniſchen Punſch zu brauen.“

„Ah ſo, ah ſo!“ erwiderte Herr Larioz und ſchaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

„Tante iſt in der Küche,“ ſagte Louiſe, „da will ich ihr helfen gehen.“

„Ich auch,“ meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu ſteigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf ſein Gegenüber, und Herr Schilder wollte ſchon ziemlich erleichtert ſagen: „Thut das, Kinder,“ als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu leſen ſchien, was er erſt dann verſtand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe ſprach: „Man muß in der Welt klar ſehen, das iſt die Hauptſache — bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur geniren.“

Hätte das jeder Andere im Hauſe geſagt, ſo würden die Kinder erſt recht in die Küche gegangen ſein; aber vor dem

großen ernſten Manne hatten ſie einen ſo außerordentlichen Reſpekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um ſie zum Gehorſam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verſtanden hatte, ſo wußte dieſer auch genau, was die Angſt bedeuten ſollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür ſchaute, die nicht einmal feſt verſchloſſen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es iſt doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch ſelbſt geſehen, wie die da draußen zuerſt mit dem vortrefflichen Schilder ſüße Blicke gewechſelt, dann es ebenſo mit ein paar Lieutenants gemacht, ſowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut ſie in der Küche einen polniſchen Punſch! — O, über dieſe Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor ſich hin und ſchaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. — „Sollte man nicht ſein Schlachtroß beſteigen?“ murmelte er in ſich hinein; „ſollte man nicht ſein gutes Schwert ziehen und, ſich deckend mit dem feſten Schilde, hinein ſprengen in das elende Gewimmel, das da unter unſeren Füßen ſeine unſauberen Fäden zieht? — Ja, bei Gott und San Jago! Das ſollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, ſo viel es möglich iſt, und Lug und Trug zerſtören.“

Darauf athmete er tief auf und ſagte mit ruhiger Stimme: „Ich werde mir in der Küche ein Glas Waſſer holen.“

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der ſich nun langſam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus ſchritt.

Unterdeſſen waren Clementine und der Graf Czrabowski

mit der Anfertigung des polniſchen Punſches beſchäftigt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentiſch geſtellt und ſich dann pflichtſchuldigſt entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Geſellſchaftszimmern das Lachen und Plaudern der Gäſte; doch machten dieſe immer noch einen ſolchen Lärm, daß es jedes andere Geräuſch übertönte. Clementine zerſchnitt Orangen, drückte ſie in die Suppen-Terrine aus, und der Graf ſagte: „Ach, welch deliciöſer, wunderbarer Geruch das iſt! Man glaubt im ſchönen Süden zu ſein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern.“

„Sie waren in Italien?“ fragte ſie.

„Ja und nein,“ gab er zur Antwort; dann ſetzte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande iſt, uns zu verſtehen, ohne Jemanden, der zu uns ſpricht: Ach, wie iſt das ſo ſchön! — da zählt eine ſolche Reiſe gar nicht.“

„Ach, ich glaube das,“ entgegnete Clementine ſeufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf ſie faſt erſchrak, als ſie dicht vor ſich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

„Nur zu Zwei kann man genießen,“ fuhr dieſer fort, ſetzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligem Tone hinzu: „Warum dieſe Melancholie, die mich ſo oft und ſchmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein ſchönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Iſt doch die Gegenwart ſo wunderſchön!“

Er ſtand ſehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das ſprach.

„Aber was machen Sie?“ fuhr er nach einer kleinen

Pauſe fort, als er ſah, daß Clementine ihre vom Orangenſaft naſſen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. „Welche Verſchwendung, dieſe köſtlichen Tropfen!“

Raſch hatte er ein feines Battiſttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieſelben und bemühte ſich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu verſehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und ſchwer auf, das Blut ſchoß ihr ins Geſicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte ſein Tuch ſorgfältig wieder abgewickelt, brachte es dann an ſeinen Mund und ſchien begierig, den Duft der Orangen einzuſaugen. „Sehen Sie,“ ſagte er darauf, „was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht — für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieſes Tuches an einen ſeligen Augenblick erinnern.“

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als ſie nun eine der Flaſchen emporhob, um die Flüſſigkeit auf den Orangenſaft und den Zucker zu gießen.

„Ich muß Sie unterſtützen,“ ſprach der Graf mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme, „das iſt Ihrer Hand zu ſchwer.“ Damit legte er ſeinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Abſicht, um mit den Fingerſpitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flaſche goß er ſelbſt in die Terrine, aber mit ſeiner rechten Hand, denn ſein linker Arm war beſchäftigt.

„Wie das betäubend iſt!“ ſagte das junge Mädchen, nachdem ſie ſich einen Augenblick tief auf die ſtark duftende Flüſſigkeit hinabgebeugt. — „Ach, ſo betäubend!“

Auch er war ihrem Beispiele gefolgt und hatte den Kopf niedergesenkt, so tief, daß seine Lippen ihr Haar berührten.

„O, man kann das nicht lange aushalten," fuhr Clementine fort, nachdem sie ein paar Sekunden in dieser Stellung verharrt. „Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!" machte sie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in diesem Augenblicke nicht das Gleiche that, sondern nur sein etwas bleiches Gesicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, so war es von ihrer Seite wirklich ganz absichtslos und unwillkürlich — wir wollen das wenigstens annehmen, — daß sich ihre Lippen fanden und auch sogar einen kleinen Moment in dieser Bewegung verharrten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter sich sagen: „Das ist also ein polnischer Punsch?"

So überrascht werden ist immer eine höchst mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber sie sind nicht immer mit Vortheil anzuwenden; man kann die Sache höchst gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überrascht, mit seinen vielleicht sehr vortrefflichen Augen sich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder besitzt; man kann die Geschichte in Lachen verkehren; sie kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geistesgegenwart, die in diesem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache ist; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann sich flüchten, der andere mit einem gewissen bekannten Gesichtsausdruck überrascht stehen bleiben, und das ist die gewöhnliche Lösung solcher verdrießlichen Rencontres; aber es ist ein bischen compromittirend.

Der Graf und Clementine, eigentlich sie allein, behan-

delten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

„Das ist also ein polnischer Punsch, Herr — Graf?" wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: „Das mag anderswo gebräuchlich sein, auf solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen."

„Ja, sehr frech," sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten Fremden hintrat. — „Sehr frech, ich wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und so laut als ich kann."

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, so daß sich Herr Larioz veranlaßt sah, ihn um Mäßigung zu ersuchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei solchen Veranlassungen anfängt zu schreien, gibt sich eine Blöße, die ein geschickter Gegner gleich zu benutzen versteht.

Und ein solcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch sein Haar, er drehte lächelnd an seinem zugespitzten Schnurrbart, er sagte lächelnd: „Das nenne ich Gastfreundschaft, einen einzelnen harmlosen Fremden so zu überfallen!“

Hätte nur zuerst Clementine und nachher Herr Schilder nicht so laut geschrieen! Aber in den Gesellschaftszimmern war es mit einem Male sehr still geworden, und jetzt öffnete sich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel schlich heraus, welcher ihr Schwiegersohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu stellen, man sah sich erstaunt an. Herr Larioz stand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haschte nach Athem, während er seine beiden Hände krampfhaft schloß und öffnete; der Graf spielte verlegen mit seiner Uhrkette, und Clementine war verschwunden.

Die Schwiegermutter war die Erste, welche ihren Mund öffnete und fragte: „Wo ist meine Tochter?“

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann sagte Herr Schilder, indem er heftig schluckte: „Sie hat sich, als wir in die Küche traten, dort in die Speisekammer geflüchtet.“

„Geflüchtet?“ rief Madame Weibel, und sie legte einen Ausdruck auf dieses Wort, der offenbar sagen wollte: „Seit wann findet sich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu flüchten?“ — Und dann fuhr sie fort, indem sie ihre spitze Nase gegen den langen Schreiber richtete: „Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu suchen?“

„Was ich dort suchte, habe ich gefunden," entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconsulent hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, nur hatte er sämmtliche Anwesende mit strengem Blicke betrachtet, der sich aber in einen ängstlichen verkehrte, als er hinter sich die Salonthür geöffnet und das Gesicht der blassen Kaufmanns-Wittwe sah, die neugierig heraus horchte.

„Gehen wir hinein," sprach er eilig, „gehen wir alle hinein — dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!"

„Und Fräulein Clementine?" fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit.

„Lassen Sie meine Tochter, wo sie ist," sagte streng Madame Weibel. „Und Sie," wandte sie sich an Larioz, „haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegersohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fortkommen, — Sie —!" Dieses „Sie" war mit einem so giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der diesen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achseln und sprach zu Herrn Schilder: „Kommen Sie, sonst haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen."

„Das haben Sie auch," entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verstande war es schon im ersten Augenblicke klar geworden, um was es sich handelte. „Was haben Sie an Küchenthüren zu horchen und Andere noch dazu zu veranlassen!"

Der Rechtsconsulent, der klüger war und ruhigeres Blut besaß, als seine Schwiegermutter, wollte sich begütigend ins

Mittel ſchlagen, doch war es zu ſpät. Clementine, die jedes Wort verſtanden hatte, und der es in der Speiſekammer anfing zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo ſie mit einigem Eclat ſiegreich hervorbrechen könne. Und das that ſie denn auch; ſie ſtürzte weinend an den Hals ihrer Mama, indem ſie ſagte: „Ach ja, es iſt nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauſcht und uns abſichtlich erſchreckt. — O, das iſt ſchändlich.“

„Ja, es iſt ſchändlich,“ murmelte der polniſche Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, ſtillſchweigender Zuſchauer zu ſein.

„Ja, ſehr ſchändlich!“ ſprach die Schwiegermutter mit Pathos. „Schändlich über alle Beſchreibung — Sie langer, nichtsnutziger Menſch!“

Es war gut, daß der Rechtsconſulent in dieſem Augenblicke ſeine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernſtlich ſagte: „Ich wünſche jetzt Ruhe, wir wollen das morgen unterſuchen,“ — worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und ſich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speiſekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgeſetztes Weinen verfallen, was ſich aber der Rechtsconſulent verbat, indem er ſie erſuchte, ihre Toilette ſo gut als möglich zu corrigiren und dann zur Geſellſchaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen ſchöpfen könne, oder daß die blaſſe Kaufmanns-Wittwe etwas verſtanden. Deßhalb ſagte er mit ſehr eindringlicher und feſter Stimme, obgleich er ganz

leiſe ſprach, zu Madame Weibel: „Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weiſe anderer Anſicht ſein, aber ich erſuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrſcheinlich die Köpfe zuſammen ſtecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie" — ſetzte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu — „morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit ſehr nahe kommt? — Bitte, ſagen Sie mir ſpäter Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie."

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann ſagte ſie: „Gut, Herr Schwiegerſohn, das Maß iſt überfüllt."

Damit rauſchte ſie hinaus.

„Und Sie, Herr Graf," wandte ſich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft daſtehenden intereſſanten Polen, „darf ich Sie wohl bitten, zur Geſellſchaft zurückzukehren?"

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor," entgegnete der Fremde nach einer Pauſe, wobei er den Verſuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weiſe das Taſchentuch vor die Augen hielt, „ſo ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu beſuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen."

Er warf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe, und Herr Larioz zuckte bedeutſam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, ſetzte er ſeufzend und mit Beziehung hinzu: „Nach dem, was ich heute Abend erlebt, iſt mir Stille und Ruhe angenehm."

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ sich von der lauschenden Babette Paletot und Hut geben und verschwand.

Zweimal zuckte Clementine zusammen und schien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzusenden, doch siegte ihre Klugheit, und sie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

„Wir wollen morgen weiter darüber sprechen," sagte alsdann der Rechtsconsulent zu seinem Schreiber; „gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder —"

„Nach Hause, ich verstehe," erwiderte lächelnd Herr Larioz, indem er sich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was er gesehen und gehört, hatte ihn tief erschüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man so Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, sprach er seufzend, die Welt ist voll Arglist und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus siegreich hervor zu gehen. Aber Sieg oder Untergang, das ist meine Losung. — Und ich kann einmal diesem finsteren Getreibe nicht zuschauen, ohne hinein zu sprengen und „Licht und Recht" rufend, die Gegner mit geschlossenem Visir nieder zu stoßen. — Gott und San Jago werden mir helfen.

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconsulent den Fabrikanten absichtlich nicht in den Salon genöthigt, wissen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er stand zwischen der Thür und dem Küchenschranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel seiner Finger; sie war in der Nähe des Anrichttisches, wo sich noch der halb fertige Punsch befand, und schluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Zischen des

kochenden Waſſers in dem Keſſel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt ſeinen Deckel lüftete, als wollte er ſagen: Schaut nur daher, mein Waſſer kocht ſchon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürſtenden Menſchheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz verſunken zu ſein ſchien, hatte ſie doch Faſſung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrene Sache noch zum Beſten zu lenken ſei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz ſelten, und auch Clementine ſchöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant ſie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwiſchen Finger und Schnupftuch. — Was thun? ſich in eine Erklärung einlaſſen? den Feind langſam mit Worten angreifen? — Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Verſöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; ſie fürchtete ſich vor dem Gerede der Welt, ſie ſah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, ſondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieſer Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, beſtand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrloſen Feindes, und muthig wie ſie war, beſchloß ſie dieſe Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der ſie das Geſicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf ſie ſich ſchmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erſtaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, ſie entweder vor ſich auf den Boden niedergleiten zu laſſen oder in ſeinen Armen aufzufangen.

— — Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte ſeinen Blick nicht ab, ſondern er ſchaute dem ſchönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen,

die sie von unten herauf schmachtend auf ihn richtete; auch verschloß er seine Ohren nicht, sondern er nahm ihre Worte, obgleich sie ihm wie ein süßes Gift erschienen, in sein Herz und — — war verloren.

„Und Sie konnten glauben," schluchzte sie mit einem sehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, „was Ihnen schlechte Menschen zugeflüstert? — Sie, dem ich so viele Beweise meiner — — Freundschaft gegeben? — Sie konnten mich verdammen? — Sie, an dessen Urtheil mir so viel liegt? — O, wie ist die Welt so schlecht!"

Bei den letzten Worten machte sie einige schwache Anstrengungen, sich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und sich freuend über seine Gefangenschaft, hielt sie fest und fester, ja, er wagte es, seinen Kopf hinab zu beugen und sie auf die Stirn zu küssen. Wie schreckhaft zuckte sie zusammen! Wie war ihm dieses schreckhafte Zusammenzucken ein sicherer Beweis, daß sich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieses Mädchen nicht im Stande sei, sich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polnischen Punsches küssen zu lassen! Ja, er fühlte sich außerordentlich glücklich, sein Herz schlug schneller, und er sagte mit bewegter Stimme: „Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich so glücklich sein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten."

Da wand sie sich leicht aus seinen Armen, schaute ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an und lispelte sanft erröthend — wir können nicht anders, als uns in diesem schönen Augenblicke des Romanstyls zu befleißigen — sie wand sich also aus seinen Armen, ihr Blick war unaussprechlich, sie er-

röthete und lispelte die bedeutungsschweren Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!"

Damit entschlüpfte sie ins Nebenzimmer, wo Babette schon lange bereit stand, um die Toilette der jungen Dame, so viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttische stehen; er lächelte vergnügt in sich hinein, er schaute rechts, er schaute links, er schaute in die Höhe, er schaute vor sich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polnische Punsch unzubereitet geblieben war. Gott sei Dank, sprach er zu sich selber, daß der nicht fertig geworden ist! Versuchen wir, ob er an den kostbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, so machen wir siegreich ein harmloses deutsches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekostet, noch etwas Pomeranzensaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemischt, goß er eigenhändig das dampfende Wasser in die Schüssel und erfreute sich hierauf an dem würzigen Duft, der in seine Nase stieg.

Der Punsch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder schritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle seines Sieges, süß lächelnd, Glück und Freude strahlend.

Die Gäste, vor allen die blasse Kaufmannswittwe, wußten nicht, was sie glauben sollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Aussehen der Betreffenden so ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconsulent trug sein gewöhnliches Gesellschaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geistesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu versichern,

daß man sich selbst in der geordnetsten Haushaltung nicht immer auf seine Mägde verlassen könne. „Die Babette," sagte sie, „ist sonst wirklich eine ganz brauchbare Person, aber sorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaschen zu sehen, das hält auch sie für überflüssig." — Nur daß der polnische Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, sowie die Geistesgegenwart der Schwiegermutter zu scheitern drohte.

Glücklicher Weise erschien in diesem Augenblicke, wie wir schon vorhin gesagt, Babette mit der Punschbowle und Herr Schilder mit freudestrahlendem Gesichte; glücklicher Weise, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und sagte ihr leise einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erstaunen, aber mit einem Erstaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen schien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Gesicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und sprach alsdann zur Justizräthin, die einigermaßen finster darein schaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hause, welches sie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen sollten:

„Sehen Sie, so sind diese jungen Leute; läßt man sie nur eine Minute allein, so passirt immer etwas."

„Es passirt etwas?" fragte lauernd die Gerechtigkeit.

„Ja, stellen Sie sich vor, Frau Justizräthin," entgegnete Madame Weibel, sich umschauend, mit so lauter Stimme, daß es wenigstens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, „da hat dieser böse Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitten."

„Ah!" machte die Justizräthin enttäuscht, denn auch sie

hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant schon öfters sehr freundlich gesprochen.

„Ah!“ machte es rings im Kreise, und man sah gezwungenes Lächeln und lange Gesichter. Nur das Ah! der blassen Kaufmannswittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlast vom Herzen rolle. — Also nicht der schöne polnische Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter Kanzleidirektor, der Junggeselle war und eine gute Tafel liebte, sagte schmunzelnd: „Eine Verlobung in der Küche ist ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen speisen, lieber Schilder.“

Herr Larioz hatte sich unterdessen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht so aus dem Hause fortstürzen, wie es der polnische Graf gethan; er war sich seines Rechtes bewußt, und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieser Welt wieder einmal den Sieg davon tragen solle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte sich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zusprangen und wissen wollten, warum man in der Küche so laut gesprochen. Ja, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, wenn er, um seiner düsteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abspazieren können, so mußte er sich doch von Fritzchen und Louisen auf einen Stuhl niederziehen lassen, um ihnen einige der fabelhaften Geschichten zu erzählen, die sie so gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals

im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der eben erwähnten Ungeheuer so genau als möglich beschrieben, als sich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconsulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläser Punsch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinsterte sich, als sie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie schien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verstehst du diese Frechheit, noch da zu bleiben?

„Herr Larioz erzählt uns eine schöne Geschichte," sagte Louise, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verstand.

„Gerade als du herein kamst, Großmama," setzte das Bübchen hinzu, „hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine schöne Geschichte!"

„Die jetzt wohl aus ist?" entgegnete Madame Weibel in schneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz sehr ruhig antwortete: „Ja, Madame, sie ist vollkommen zu Ende."

Damit erhob er sich, um nach der Fensternische zu gehen, wo sein Hut stand.

Madame Weibel schaute ihm mit einem finsteren Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: „Die Geschichten in diesem Hause hätten schon lange aufhören müssen, wenn dein Mann ein gescheidter Mann wäre, oder" — setzte sie achselzuckend hinzu — „wenn gewisse Leute einsähen, wie überflüssig sie sind."

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über seinen Hut, und versetzte: „Es ist aber leider nicht Jedermann gegeben, sein Ueberflüssigsein einzusehen."

„Adieu, Adieu!“ rief die Schwiegermutter, indem ſie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieſer hätte ſich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrſcheinlich im Nebenzimmer gelauſcht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schweſter geſagt hätte: „Du kannſt mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hauſe nochmals ſolche Menſchen finden muß, wie dieſen da, ſo betrete ich deine Schwelle nicht mehr.“

„Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?“ ſprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

„Hinderlich?“ rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; „hinderlich? Wie kann mir das hinderlich ſein?“ Dabei machte ſie dieſelbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Frau Mutter. „Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verſchwende, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß Sie —“

„Sagen Sie lieber nichts,“ erwiderte der Schreiber, indem er einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit ſeinen Augen ſcharf fixirte.

„Ja, ſage es ihm nur!“ rief die Schwiegermutter. — „Ein ſolcher Schleicher und Spion — ein nichtsnutziges Subjekt!“

„Madame!“

„Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er ſelbſt vor Scham die Augen nicht aufſchlagen ſollte. — Ja, Scham!“ lachte ſie krampfhaft hinaus; „was kennt ſo Einer von Scham!“

„Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,“ entgegnete der alſo Gereizte, und es war ein Wunder, daß er

nicht noch Schlimmeres ſagte. Doch hatte er mit ſeinen Worten in ein Wespenneſt geſtochen.

„Habt ihr's gehört?“ kreiſchte Madame Weibel, indem ſie auf ihn zutrat. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes ſagen laſſen!“

Da öffnete ſich abermals die Thür, und haſtig und mit bleichem Geſichte trat der Rechtsconſulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

„Da kommt der Rechte!“ höhnte die Schwiegermutter, indem ſie eine laute Lache aufſchlug, „jetzt werdet ihr ſehen, wie er ſeinen Helfer in Schutz nimmt.“

„In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hauſe Unrecht geſchieht,“ entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in ſehr leiſem, aber doch verſtändlichem Tone. „Zuerſt aber frage ich euch“ — und dabei zitterte ſeine Stimme — „ſeid ihr denn gänzlich von Gott verlaſſen, hier ſo zu ſchreien und alle Welt aufmerkſam zu machen? — Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!“

„Ruhe wird hier nie einkehren,“ rief die Schwiegermutter, „und was die Welt ſagt, iſt mir gleichgültig!“

„Ja, was die Welt ſagt, iſt uns gleichgültig,“ kreiſchte nun auch die Rechtsconſulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin geſpielt und nun ins andere Extrem überſprang.

„So ſchreit ins Teufels Namen!“ rief der Rechtsconſulent bebend vor Zorn. — „Larioz, gehen Sie nach Hauſe, wir ſprechen morgen darüber.“

„Ja, er ſoll gehen, das Ungeheuer!“ rief Madame Plager weinend, „er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte — dein ſchlechter Helfershelfer, dein — o pfui!“

Dabei ſpuckte ſie heftig aus, und der arme Rechtsconſulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmſte befürchtete, ſchob ſeinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geſchah das nicht ſchnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punſchgläſer ſammt Inhalt nachzuſenden, wobei ſie ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß das Glas dem Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punſch dagegen Herrn und Gehülfen zu gleichen Theilen beſchüttete. In demſelben Augenblicke ſprang Clementine gegen die Thür, drückte ſie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und ſchob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; ſeine Hand zitterte heftig, als er nach ſeinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconſulenten, ſowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salonthür, um ihn zu veranlaſſen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzuſteigen. Dabei aber knirſchte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als ſein langes ſpaniſches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels anſehen würde, wenn ſich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er ſie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle ſetzen zu können, bis ſie ſprächen: „Ja, wir ſind ein heuchleriſches Gezücht voll Lug und Trug!“

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und ſtand nun vor der Hausthür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und ſo würde ich nicht nur die da droben beſiegen und ent-

larven, sondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundschaft ihren Nebenmenschen die Tage stehlen und das Leben verbittern, — und so muß es kommen; sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. — Er blickte bei diesen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne strahlten, und fuhr alsdann in seinem Selbstgespräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, so wird mich doch ein höheres Bewußtsein lohnen.

Als er das gesagt, vernahm er ein Oeffnen des Fensters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: „Babette wünscht, wohl zu schlafen!“

Doch war es nicht diese Stimme allein, die ihn zusammenfahren ließ, sondern ein Gefühl, als verfinsterten sich plötzlich alle seine Himmel, und als sendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.